Schiller

als

Übersetzer des Vergil.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schiller bekundete schon als Schüler der Karlsakademie in Stuttgart eine besondere Vorliebe für den Dichter des römischen Nationalepos. Schon damals übersetzte er ein Bruchstück aus dem ersten Buche der Äneis und liess es im Jahre 1780 im Schwäbischen Magazin unter dem Titel „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere“ veröffentlichen. In die Sammlung seiner Werke hat der Dichter später diese Übersetzung jedoch nicht aufgenommen. Wir können sie deshalb bei unserer Untersuchung unberücksichtigt lassen. Beinahe ein volles Jahrzehnt nach dem Erscheinen dieser Übersetzungsprobe griff der Dichter, durch Bürger angeregt, den Plan, einzelne Stücke aus Vergil zu übersetzen, wieder auf, doch wurde derselbe nochmals durch neue Entwürfe zurückgedrängt, und erst im Jahre 1791 sollte er seine Verwirklichung finden. Da erst, nachdem Schiller von schwerer Krankheit genesen war, ging er mit freudigem Eifer an das Werk, und dieser Zeit der wiedererwachenden Liebe zu dichterischem Schaffen verdanken wir die Übersetzung des zweiten und vierten Gesanges der Äneis von der Zerstörung Trojas und dem Tode der Dido.

Was Schiller, abgesehen von der Anziehungskraft, welche der Stoff durch sich selbst für ihn hatte, zu dieser Übertragung veranlasste und mit welcher Absicht er an sie herantrat, spricht er selbst in der Einleitung, die er dem zweiten Buche vorausgeschickt hat, klar und deutlich aus: „Einige Freunde des Verfassers, die der lateinischen Sprache nicht kundig, aber fähig sind, jede Schönheit der alten Klassiker zu empfinden, wünschten durch ihn mit der Äneis des grossen römischen Dichters etwas bekannt zu werden, von welcher, seines Wissens, noch keine irgend lesbare Übersetzung sich findet.“ *) Er wollte also dem deutschen Leser den lateinischen Dichter in seiner ganzen eigenartigen Schönheit vorführen; sein Werk sollte keine Nachdichtung, sondern eine Übersetzung sein nach den höchsten Anforderungen der Kunst. Von diesem Standpunkte aus müssen wir demnach die Schöpfung des deutschen Dichters beurteilen.

Will der Übersetzer eines metrischen Dichtwerkes ein so hohes Ziel, wie es sich Schiller gesteckt hat und wir es von einem solchen Dichter auch erwarten dürfen, will der Übersetzer dies ganz erreichen, so ist es klar, dass seine Übersetzung auch das Metrum des Originals möglichst treu wiedergeben muss; nur so vermag er die formale Kunst und Schönheit seines Vorbildes in völlig ebenbürtiger Weise zum Ausdruck zu bringen. Indem Schiller dennoch das Metrum

*) Goedeke, Schillers sämtliche Schriften, VI 343.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vergils, den Hexameter, für die deutsche Übertragung verwarf und dafür „achtzeilige Stanzen“ wählte, nahm er eine Änderung von einschneidendster Bedeutung vor. Er erkannte dies wohl und glaubte deshalb, die von ihm getroffene Wahl eingehender begründen zu müssen. Hinsichtlich des Hexameters sagte er: „Die hauptsächlichste Schwierigkeit, die ihm (dem Verfasser) bei Ausführung seines Vorhabens aufstiess, war die Wahl einer Versart, bei welcher von den wesentlichen Vorzügen des Originals am wenigsten eingebüsst würde, und welche dasjenige, was schon allein der Sprachverschiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen musste, von einer anderen Seite einigermassen ersetzen könnte. Der deutsche Hexameter schien ihm diese Eigenart nicht zu besitzen, und er hielt sich für überzeugt, dass dieses Silbenmass nicht unter Klopstockischen und Vossischen Händen diejenige Biegsamkeit, Harmonie und Mannigfaltigkeit erlangen könnte, welche Vergil seinem Übersetzer zur ersten Pflicht macht. Durch dieses Medium glaubte er es schlechterdings aufgeben zu müssen, mit der Schönheit des Vergilischen Verses zu ringen.“ *)

Nicht unberechtigt erscheint der Vorwurf, welchen Schiller hier gegen den deutschen Hexameter erhebt, wie ihn namentlich Klopstock und Voss gepflegt haben; denn niemand wird leugnen können, dass jene Hexameter gar oft für unser Ohr einen harten Klang haben. Aber wir dürfen dies offen einräumen, ohne dass wir deshalb gezwungen wären, die Folgerung, welche Schiller aus dieser Beobachtung gezogen hat, ohne Einschränkung anzuerkennen.

Waren Klopstock und Voss auch nicht die ersten, welche deutsche Hexameter bildeten, so waren sie doch die ersten, welche dieselben in bewusster künstlerischer Absicht bauten und zu umfangreichen Gedichten verwandten. Sie hatten aber noch nicht klar genug erkannt, dass unsere Sprache eine rein accentuierende ist und dass daher die prosodischen Regeln der Griechen durchaus keine Anwendung auf dieselbe finden können; und so haben ihre Hexameter, wie schon erwähnt, vielfach nicht die Biegsamkeit und Harmonie, welche Schiller allerdings mit gutem Recht fordert. Doch wo sehen wir denn jemals etwas Neugeschaffenes bei seinem Erscheinen alsbald in vollendeter Gestalt auftreten? Allmählich nur sehen wir in der Natur die Frucht zur Reife gedeihen, allmählich nur entwickelt sich auch jegliche Kunstform zu ihrer gesetzmässigen Vollendung. Dass aber der Hexameter im Deutschen wirklich der Weiterbildung fähig war, das hatte Klopstock zuvor genugsam gezeigt, hatte Voss noch mehr bekräftigt und hat Platen entscheidend bewiesen. Immerhin wird auch so noch die Mehrzahl der Verehrer deutscher Dichtkunst sich mit Schiller eins fühlen in der Abneigung gegen den antiken Vers und für das Epos stets die Strophe und den Reim verlangen. Es ist nicht zu leugnen: „für den epischen Vers der Neuzeit kann der Hexameter nicht mehr gelten“. **)

Indem aber Schiller das Metrum des Originals verschmähte, musste er nicht nur darauf verzichten, die metrische Schönheit Vergils im Deutschen zu entsprechendem Ausdruck zu bringen, sondern er musste auch für die Übersetzung selbst bedeutende Vorteile aufgeben und bereitete sich Schwierigkeiten, die er sonst nicht zu fürchten hatte. Wie oben schon erwähnt worden ist,

---

*) Vergl Goedeke, a. a. O.

**) Gottschall, Poetik, S. 230.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fiel Schillers Wahl auf die Stanze, die „Königin der Strophen“. Diese Versart thue zwar, gesteht er ein, der Kraft, Majestät und Würde des Epos einigen Abbruch, sei aber seiner Meinung nach dem Ausdrucke von Grazie, Gelenkigkeit, Wohlklang desto günstiger. Das letztere können wir einräumen, aber es erscheint doch fraglich, ob diese Eigenschaften immer für den Mangel der erstgenannten ausreichende Entschädigung zu bieten vermögen; wenn schon im allgemeinen dies sehr zu bezweifeln ist, so wird es noch weit mehr der Fall sein für ein heroisches Epos wie die Äneis.

Nachdem aber Schiller einmal seine Wahl getroffen hatte, durften wir erwarten, dass er nun auch alles daransetzen werde, seiner Versart eine solche formale Vollendung zu verleihen, dass sich in ihrer Schönheit Vergils bewunderungswürdige Kunst, die Schiller mit Recht so hoch erhebt, gleichsam widerspiegelte; auffallenderweise aber hat er der metrischen Seite seiner Aufgabe nur wenig Sorgfalt zugewendet. Von den Eigentümlichkeiten der regelmässigen Stanze, die sich aufbaut aus acht fünffüssigen Jamben mit der Reimstellung a b a b a b c c, finden wir bei Schiller in der Regel nur eine wieder; auch seine Strophe besteht aus acht jambischen Versen. Drei Strophen genügen auch dieser Bestimmung noch nicht, es sind dies in der Übersetzung des zweiten Buches die Strophen 56, 108 und 135, von denen die erste siebenzeilig, die beiden anderen neunzeilig sind. Den zwei ersten hat der Dichter freilich später selbst das richtige Mass gegeben, die Strophe 135 aber lesen wir auch jetzt noch in der ursprünglichen Fassung. Die regelmässige Form der Strophe ist bei Schiller sehr selten, sie kommt in der ganzen Übersetzung nur zweimal vor, in „Zerstörung Trojas“ Str. 34 und 54. Übrigens hat Schiller die Stanze mit überaus grosser Freiheit, um nicht zu sagen, mit völliger Regellosigkeit, in der Weise Wielands, wie er selbst andeutet, gebaut, nur dass er den Anapäst vermeidet; ausnahmsweise hat er ihn dreimal im letzten Versfusse zugelassen, II 317 und IV 838 und 924, und zweimal innerhalb des Verses, II 439 und IV 147.*)

Was zunächst die Zahl der Versfüsse der einzelnen Strophenzeilen betrifft, so schwankt sie zwischen sechs, fünf und vier; die fünffüssigen Verse werden wohl die überwiegende Zahl bilden, doch steht die der beiden anderen Messungen jener nicht sehr nach. Dabei finden sich alle drei Messungen oder doch zwei von ihnen ausserordentlich oft in derselben Strophe vereinigt vor, und nur einmal haben wir, abgesehen von den genannten zwei regelmässig behandelten Strophen, ein Beispiel dafür bemerkt, dass alle acht Verse einer Strophe fünffüssig gebildet sind, IV, 1. Ja, sogar die correspondierenden Verse zeigen nicht einmal immer die gleiche Fusszahl. Neben reimenden Versen, in denen die Responsion durchaus gewahrt ist, sei es nun, dass sie beide fünffüssig oder sechsfüssig oder auch vierfüssig sind, lesen wir auch sehr häufig Beispiele, dass sich Verse entsprechen, von denen der eine sechsfüssig und der andere fünf- oder vierfüssig oder der eine fünffüssig und der andere vierfüssig ist. Betrachten wir z. B. in B. II die erste Strophe: dort entsprechen sich zunächst Vers 1, 3 und 5, von denen V. 1 sechsfüssig, V. 3 fünffüssig und V. 5

*) Der Kürze wegen soll fernerhin die Übersetzung des zweiten Buches mit II, die des vierten Buches mit IV bezeichnet werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder sechsfüssig ist, dann V. 2, 4 und 6, von denen V. 2 fünffüssig, V. 4 vierfüssig und V. 6 sechsfüssig ist, die Verse 7 und 8 sind beide fünffüssig; oder in B. IV Str. 2: es entsprechen sich zuerst V. 1 und 2, die beide sechsfüssig sind, dann V. 3 und 6, von denen V. 3 sechsfüssig, V. 6 fünffüssig, dann V. 4 und 5, die wieder beide sechsfüssig sind, endlich V. 7 und 8, von denen V. 7 sechsfüssig und V. 8 fünffüssig ist. Hier ist allerdings eine gewisse Symmetrie im Bau der Strophe nicht zu verkennen, oft aber vermisst man auch dies.

Gleich willkürlich hat Schiller die Stanze auch in Hinsicht auf die Reimstellung behandelt auf der doch zum grossen Teile die hohe Schönheit der Strophe beruht. Wir finden überhaupt nur acht Stanzen mit der regelmässigen Reimstellung, II Str. 1, 5, 34, 35, 54, 56, IV 61, 77; sonst herrscht eine grosse Mannigfaltigkeit, die im vierten Buche noch weit ausgedehnter ist, als im zweiten. In diesem erscheinen am häufigsten die Formen: a b a b c d c d, a b a b c d d c, a b b a c d d c, a b a b c c d d, ausserdem sehen wir noch zwanzig andere Formen; im vierten Buche steht an erster Stelle die Form a b a b c d c d, danach folgen a b a b c c d d, a b a b c d d c, a b b a c d d c, daran reihen sich nicht weniger als 31 verschiedene Arten. Aus dieser Zusammenstellung ersehen wir auch, dass Schiller sich meist vier Reime in der Strophe gestattet hat.

Man könnte nun im Hinblick auf diese Freiheiten in der Behandlung der Stanze zu Schillers Rechtfertigung sagen, — und er nimmt in seiner Einleitung selbst, wenn auch nicht direkt, dies Argument für sich in Anspruch, — man könnte sagen: einige Freiheiten durfte und musste sich Schiller gestatten, denn die Stanze würde, durch das ganze Gedicht in steter Regelmässigkeit durchgeführt, den Eindruck der Eintönigkeit hervorgerufen haben. Aber selbst dies zugegeben, obschon die wundervollen Stanzen, die später A. W. Schlegel und Gries gebaut haben, dagegen sprechen, — sollten damit wirklich so ausgedehnte, ins Schrankenlose hinübergreifende Freiheiten erlaubt erscheinen? Wir meinen nein; denn durch so weite Licenzen wird doch die Eigenart der Stanze ganz preisgegeben. Waren sie aber in der That für diese Übersetzung notwendig, so war damit offenbar das Urteil über die Stanze gesprochen: sie musste als völlig ungeeignet für eine Übersetzung des altklassischen Epos erscheinen.

Da wir von der Reimstellung gesprochen haben, so erhebt sich im Anschluss daran sogleich die Frage, wie denn der Reim selbst sich unter Schillers Hand gestaltet habe. Schon ein Blick auf wenige Strophen belehrt uns, dass der Dichter auch hier nicht die wünschenswerte Sorgfalt bewiesen hat; wir begegnen einer Fülle unreiner und mangelhafter Reime. Schiller reimt ohne Bedenken ü auf i, ä auf e, ei auf äu oder eu, ä oder e auf ö. Besonders häufig ist der unreine Reim von ü auf i; wir zählten in der Übersetzung des zweiten Buches nicht weniger als 37 und im vierten Buche nicht weniger als 30. Manchmal zeigen sich sogar mehrere dieser Art in derselben Strophe, wie II 94 erkühnen—verdienen, Bubenstücke—Blicke, 109 glüht—flieht, Brüsten—fristen, IV 52 Blicken—Rücken, entrückt—blickt, wo der Gleichklang der Reime den üblen Eindruck noch verstärkt, endlich 61 bringt—verjüngt, umspielen—fühlen, fristen—verwüsten. In dem letzten Beispiele tritt die Unreinheit des Reimes noch deutlicher hervor, da eine gedehnte Silbe mit einer geschärften gereimt wird; ganz dieselbe Erscheinung nehmen wir wahr II 42,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wo Begierde—Bürde, II 47, wo zerrissen—Füssen gepaart ist. Nicht gering ist auch die Zahl der unreinen Reime ä auf e, von denen wir in den beiden Gesängen 30 fanden, darunter einen ungemein harten IV 34 trägt—reckt; eu auf ei, deren wir 26, und e auf ö, deren wir 17 zählten. Seltener erscheinen die unreinen Reimpaarungen äu mit ei, wie II 3 Gebäude—Eingeweide, 52 Eile—Säule, 104 gehäuft—schleift, IV 22 umzäunt—scheint, 82 weit—dräut, und ä mit ö, wie IV 39 fährt—hört, 95 Altären—herabzuschwören; unstreitig klingen diese dem Ohre besonders hart.

Zu tadeln ist ferner noch, dass Schiller manche Reime, selbst unreine von geringem Wohllaut wiederholt und zuweilen sogar in grösserer Nähe bei einander gebraucht. So finden wir z. B. den Reim zurück—Geschick II 39, 57, 70, 124 und den ganz ähnlichen zurück—Blick II 67, 132, IV 57, 85, 126 und Blicken—Rücken IV 52 und 67.

Oben war schon Gelegenheit, über die fehlerhafte Reimverbindung von geschärften und gedehnten Silben zu sprechen: auch diese finden sich ziemlich häufig (an 40) in Schillers Übersetzung. Um einzelne von besonders übler Wirkung hervorzuheben, führen wir an: II 22 entreissen—Mördereisen, 60 Eisen—reissen, 45 Genossen—stossen, 66 entrissen—umschliessen, ähnlich IV 4 erschliessen—entrissen und 19 entrissen—anzuschliessen, 47 starrt—Bart, 72 Flucht—sucht. Unter den Reimverbindungen dieser Art treten uns eine Anzahl entgegen, welche doppelt fehlerhaft sind: II 40 an—gethan, 90 Plan—an, 108 Bahn—an, IV 6 Orkan—an. „Der Reim soll der volltönende Schlussaccent des Verses sein“ (Gottschall, 207); dieser Forderung aber genügt das Reimwort „an“ in keinem der angeführten Beispiele. Einige andere auffallende Verstösse ähnlicher Art lesen wir:

II 37 „Zwei Ringe sieht man sie um seinen Hals und noch
Zwei and're schnell um Brust und Hüfte stricken,
Und furchtbar überragen sie ihn doch . . . .“,

II 128 „. . . . . von allen
Achäern ausgewählt in den geräum'gen Hallen“,

IV 23 „In einer Grotte wird alsdann die Königin
Mit dem Trojaner sich zusammenfinden;
Dort werd' ich gegenwärtig sein und bin
Ich deiner nur gewiss . . . .“;

wir könnten für solche bedeutungslose Reime der Beispiele noch manches anführen. In den drei letzten macht sich der Fehler um so schärfer bemerkbar, als das betreffende Reimwort grammatisch allzu eng mit dem folgenden verknüpft ist. Einmal findet sich eine auffallende Verstümmelung eines Namens im Versschlusse, II 45, wo der Dichter, um ein Reimwort für Akanas zu erhalten, für Menelaus die unschöne Form Menelas gebraucht.

Verschiedene Arten unreiner Reime sind bei Schiller auf die Einwirkung des Dialekts zurückzuführen;*) das geht aus einem Briefe vom 7. September 1795 hervor. „Warum“, so

*) Belling, Metrik Schillers, S 86 f.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schreibt er an Humboldt, „strichen Sie den Reim zwischen Sklave und schlafe, Nerve und unterwerfe an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit, und für das Auge braucht der Reim nicht zu sein.“ Darum sagt auch Schlegel in seinen „Litterarischen Scherzen“:

„Wenn jemand Schosse reimt auf Rose,
Auf Menschen wünschen und in Prose
Und Versen schillert: Freunde, wisst,
Dass seine Heimat Schwaben ist“

Nachdem wir so dargestellt, wie Schiller die metrische Seite seiner Aufgabe behandelt, haben wir jetzt die Übersetzung selbst zu betrachten und sie in sprachlicher und inhaltlicher Beziehung zu prüfen. Es sei uns hierbei gestattet, das Urteil Hoffmeisters, welches er in seiner Biographie Schillers über die Übersetzung gefällt hat, unseren Ausführungen voranzustellen. Dieser sagt Bd. II, S. 242: „Jahre und Studien aller Art hatten Schillers Geist so gereift, dass er hier eine in jeder Beziehung meisterhafte Übersetzung liefern konnte. Er war des Stoffes, der Sprache, der rhythmischen Gestaltung so vollkommen mächtig, dass er beinahe ein ganz neues Gedicht lieferte und dabei doch mit einer seltenen Treue und Gewissenhaftigkeit sich möglichst am Original hielt. Überall ist die sorgfältigste Wahl der Wörter und Ausdrücke und eine klassische Fügung der Sätze beobachtet, und der nicht selten veredelte Inhalt wird uns durch einen seltenen Wohllaut in die Seele geschmeichelt. Eine Sophokleische Klarheit lässt uns leicht und freudig über diese schönen Verse hingleiten; wir fühlen uns in den sicheren Händen des Meisters.“ Wie wir sehen, hat der genannte Schillerbiograph nur Lob für die Übersetzung, und sein Lob ist ein so unbedingtes, so begeistertes, dass wir uns fast scheuen, ihm unser Urteil entgegenzustellen. Jedoch will es uns scheinen, als ob Hoffmeisters Urteil mehr ein Ausfluss einseitiger Bewunderung der Grösse unseres Dichters sei als das Resultat gründlicher Forschung; gegenüber einer gewissenhaften Prüfung und eingehenden Vergleichung der Übersetzung mit dem Original kann jenes Urteil unmöglich ohne Einschränkung bestehen bleiben. Nur in einem Punkte vermögen wir uns Hoffmeister vollständig anzuschliessen; in der That hat Schiller den ganzen Wohllaut seiner Sprache bei der Übersetzung entfaltet, und in dieser Hinsicht tritt er meist ebenbürtig dem lateinischen Dichter an die Seite. Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wollten wir aufs neue die Schönheit der Schillerschen Diktion preisen; wir bescheiden uns daher, zur Charakteristik der deutschen Wiedergabe des lateinischen Epos das eine hervorzuheben, dass unser Dichter im allgemeinen mit Glück den Ton Vergils zu treffen verstanden hat. Anmutig und leicht fliesst die Erzählung dahin, um sich bald zu tragischer Würde zu erheben, bald zu ergreifender Leidenschaft zu steigern. In letzterer Hinsicht freilich hat Schiller, wie uns scheint, einigemal, indem er noch über Vergil hinausging, nicht die erschütternde Wirkung des einfacheren Originals erreicht. Wenn Hoffmeister aber rühmt, Schiller habe überall die sorgfältigste Wahl der Wörter und Ausdrücke beobachtet, so dürfen wir ihm nicht so unbedingt beipflichten. Wie in metrischer Beziehung, so bemerken wir auch hinsichtlich der sprachlichen Form öfter, dass Schiller keineswegs immer die nötige Sorgfalt hat walten lassen. Vielmehr begegnen wir hier und da in der Übersetzung Ausdrücken und Wendungen, die wir als unangemessen oder als unschön bezeichnen müssen. So

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

giebt der Dichter II St. 90 dem Wetter das Epitheton „Donnerschwül“ (astra tempestate, Än. II 516), so sagt er IV 38 von Jarbas „durchdonnert vom Gerüchte“ (rumore accensus amaro IV 203), ähnlich IV 52 von Äneas „durchdonnert von dem göttlichen Befehle“ (attonitus tanto monitu imperioque deorum IV 282), und IV 121 „dem aufgedonnerten Karthago“ (urbem concussam IV 666), IV 78 „Du weisst des Herzens Weichen auszuspähn“ (sola viri molles aditus et tempora noras IV 423), IV 91 „bleibt Annens blödem Sinn versteckt“, ohne dass sich für das Adjektiv „blöde“ bei Vergil ein Anhaltspunkt fände.

Als unedel, wenigstens nach dem heutigen Sprachgefühl, erweisen sich durch sich selbst Wendungen, wie II 93 „und heult in diese Worte seinen Schmerz“ (exclamat II 535), wo vom greisen Könige Priamus die Rede ist, und II 115 „so ruft sie heulend“ (talia vociferans II 679), Worte, die zumal von Äneas' Gattin Kreusa höchst unpassend erscheinen.

Was die Fügung der Sätze betrifft, so treten uns bei der Apposition einige auffallende Beispiele mangelnder Sorgfalt entgegen. II 67 lesen wir:

„So zittert, wer, in Dornen tief versteckt,
Die Natter unverhofft mit rauhem Fusstritt weckt“;

hier zwingt uns die Stellung der Apposition „in Dornen tief versteckt“, sie mit „wer“ zu verbinden, dem Sinne gemäss aber gehört sie zu „Natter“. In ähnlicher Weise kann II 87:

„Ich selbst sah, Mord im Blick, den Achilliden“

die Apposition ihrer Stellung nach nur auf „Ich selbst“ bezogen werden, während sie in Wirklichkeit den Neoptolemus in seiner furchtbaren Kampfeswut zeichnen soll.

Um nun auf die Materie der Übersetzung einzugehen, so vermögen wir, entgegen der Behauptung Hoffmeisters, für eine Veredelung des Inhalts durch Schiller nirgends in der Übersetzung einen Beleg zu finden; ebensowenig können wir eine Vermutung darüber aussprechen, auf welche Stellen der Äneis Hoffmeister mit seiner Bemerkung hinzielt. Das deutsche Gedicht charakterisiert sich als eine freie Wiedergabe des Originals, und als solche hat auch Schiller selbst sein Werk betrachtet wissen wollen. Im ganzen zeichnet sich „Die Zerstörung Trojas“ vor „Didos Tod“ durch grössere Treue in der Übersetzung aus; in „Didos Tod“ beschränkt sich Schiller weit mehr darauf, den Vergilischen Gedanken im allgemeinen wiederzugeben, während er die einzelnen Momente desselben in seiner Weise frei gestaltet. Öfter aber ist der Dichter bei dieser freien Wendung nicht glücklich gewesen; es wird dies unseres Erachtens die Analyse darthun, der wir die Übersetzung weiterhin zu unterwerfen haben So hat Schiller allerdings nicht überall seinem Vorbilde jene Treue entgegengebracht, die der Übersetzer unter allen Umständen seinem Originale schuldet. Die Forderung der Treue ist auch für eine freie Übersetzung unerlässlich und steht mit dem Begriff derselben keineswegs im Widerspruche. Dass Schiller sich der Berechtigung jener Forderung auch sehr wohl bewusst war, geht aus seinen eigenen Worten hervor, wenn er hinsichtlich der Treue und Gewissenhaftigkeit seiner Übersetzung die Kritik herausfordert. Sicherlich hat der Übersetzer die Pflicht, danach zu streben, sein Original möglichst ganz und unversehrt und so, wie es sich dem liebevoll betrachtenden und forschenden Geiste darbietet, wiederzugeben; er darf also ohne zwingenden Grund nichts hinzufügen, noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weniger aber etwas Wesentliches von der eigenartigen Schönheit desselben aufgeben. Nur da ist es ihm erlaubt, von seinem Vorbilde abzuweichen, wo die Verschiedenartigkeit der Sprache oder Anschauung seines Volkes es mit Notwendigkeit fordert. Gegen diesen Hauptgrundsatz der Übersetzungskunst hat Schiller, wie schon angedeutet, öfter gefehlt; zum grossen Teile aber sind die Verstösse dieser Art auf das für die Übersetzung ungeeignete Versmass zurückzuführen.

Schiller vergleicht das Vergilische Epos sehr passend mit einem stetigen Strome; nur selten wird der Gang des Gedichtes innerhalb der einzelnen Gesänge durch Ruhepunkte unterbrochen, die meist durch Halbverse bezeichnet werden. Um so bedenklicher musste es erscheinen, die Äneis in einem strophischen Versmasse übertragen zu wollen, wodurch unzählige, wenn auch kleinere Pausen und Ruhepunkte in der Erzählung bewirkt wurden. Diese Ruhepunkte überall mit Glück zu bestimmen, d. i. das Vergilische Epos unbeschadet seiner Unversehrtheit strophisch zu zergliedern, ist ohne Zweifel ein äusserst schwieriges, ja, wir möchten sagen, unmögliches Unternehmen. Schiller selbst sieht sich genötigt zu gestehen, dass er durch die Strophenform öfter gezwungen worden sei, „vier oder fünf lateinische Hexameter in eine ganze Stanze auszuspinnen, oder umgekehrt acht und neun Verse des Originales in den engen Raum von acht Stanzenzeilen zu pressen". Dennoch glaubt er, „die seinem Originale gebührende Achtung selten oder nie dabei übertreten zu haben . ."; aber die so häufig sich zeigenden willkürlichen Erweiterungen und Kürzungen des lateinischen Textes widerlegen ihn aufs schlagendste.

Ein in die Augen springendes Beispiel einer Erweiterung bietet der Vers II 135:

„Ihm folgt mit Blicken, die nach Blute dürsten,
Ulyss . . . . . ."

Was Schiller hier in einem ganzen Verse ausdrückt, sagt Vergil durch das einzige Adjektiv dirus (Än. II 261). Gewiss hätte auch der deutsche Dichter eine entsprechende Form für den knappen und so charakteristischen lateinischen Ausdruck finden und geben können, wenn die Strophenform ihn nicht genötigt hätte, dem Originale untreu zu werden.

Durch die Kürzungen, welche Schiller der Strophenform wegen an dem lateinischen Texte vornahm oder vornehmen musste, sind sehr häufig bedeutende Epitheta, ja, ganze Sätze des Originals fortgefallen. So lassen uns z. B. die Verse II 41, 42:

„Mit Staunen weilt der überraschte Blick
Beim wunderbaren Bau des ungeheuren Rosses"

die doch keineswegs bedeutungslose Bezeichnung des Rosses bei Vergil als innuptae donum exitiale Minervae (II 31 32) vermissen. Unten haben wir noch eine Fülle mehr oder weniger ins Gewicht fallender Beispiele für solche unangemessene Abweichungen vom Originale nachgewiesen.

War so die Strophe durch ihre Form an und für sich von höchst nachteiligem Einflusse auf die deutsche Übertragung, so legte auch ihr Rhythmus unserem Dichter schwere Beschränkungen auf. Nicht selten bedient sich Vergil der Tonmalerei, um den vom Rhythmus getragenen Gedanken der sinnlichen Anschauung näher zu rücken, und stets erreicht er dadurch grosse Wirkungen. Bei verändertem Rhythmus war es für den Übersetzer natürlich sehr schwierig, hierin dem Original zu folgen. In dem Gleichnisse von den Ameisen (Än. IV 402 ff.) malt Vergil das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Angestrengte, Mühevolle in ihrer Thätigkeit durch schwere spondeische Verse. Dieses in seiner ganzen Wirkung nachzuahmen, war im jambischen Rhythmus kaum möglich; dennoch hat Schiller versucht, Vergil so viel wie möglich zu entsprechen, und zwar nicht ohne Erfolg. Vergleichen wir nur IV 593:

Der schwarze Trupp durchzieht die Schollen,
Bemüht, die Beute fortzurollen,
Auf schmalem Steg, durch Gras und Kraut" . . .*)

besonders der letzte Vers, mit der Diäresis in der Mitte, liefert einen vortrefflichen Zug zu dem Bilde, welches Vergil uns vor das Auge zaubert.

Sonst aber hat sich der Jambus wenig geeignet gezeigt zum Wettkampfe mit dem Hexameter; im Gegenteile hat er dem Dichter manchmal in der freien Entfaltung der Sprache unzerreissbare Fesseln angelegt. Sehr belehrend in dieser Beziehung ist der Vers II 437:

„Deiphobus' majestät'sche Burg . ."

Da hier „majestät'sche" dem Rhythmus widerstrebte, änderte Schiller später, und so lesen wir jetzt „erhab'ne"; aber dies drückt keineswegs das Vergilische ampla domus (II 310) aus, viel näher kam demselben ohne Zweifel die ursprüngliche Übersetzung.

Wohl in noch höherem Masse als der Rhythmus wirkte der Reim schädigend auf die Übersetzung ein. Wir wollen hier die Frage unerörtert lassen, ob überhaupt ein gereimtes Metrum für ein altklassisches Epos zulässig sei oder nicht; das aber glauben wir als unzweifelhaft aussprechen zu dürfen, dass es für die Übersetzung eines solchen reimlosen Gedichtes durchaus zu verwerfen ist: der Misserfolg unseres Dichters spricht entschieden hierfür. Sehr häufig sehen wir, dass Schiller auch durch Rücksicht auf den Reim zur Wahl unangemessener Wörter, ja, zu sachlich unbegründeten und selbst unpassenden Abweichungen vom Originale verleitet worden ist. So lässt er Juppiter, der die Götter zum Kampfe anfeuert, „die Himmlischen erhitzen"; vorhergeht das Reimwort „blitzen" (II Str. 105). Und wie unedel klingen die Worte der Venus

IV 20 „Doch wird es Juppiter gestatten,
Dass beide Völker sich in Eins zusammengatten?"

Venus selber, nennt der Dichter, offenbar des Reimes wegen „die Göttin sanfter Lüste" (— Wüste), Worte, die ganz ihm gehören.

Die im Vorhergehenden besprochenen Mängel der Übersetzung lassen sich meist mit zweifelloser Sicherheit aus dem von Schiller gewählten Versmasse erklären; ausser diesen treten aber noch eine Reihe anderer hervor, die wir auf Mangel an Sorgfalt von seiten des Dichters oder auf eine irrige Auffassung des lateinischen Textes zurückführen müssen. Es sind dies teils ungenaue oder schiefe, teils matte, teils auch unrichtige Wendungen. Unter letzteren zeigen sich einige, die augenscheinlich auf falschen Lesarten beruhen, welche mit dem Fortschreiten der Vergilerklärung als solche erkannt und getilgt sind. Ein Vorwurf kann Schiller hierbei sicher

*) Än IV 404 ff: . It nigrum campis agmen praedamque per herbas
Convectant calle angusto; pars grandia trudunt
Obnixae frumenta umeris, pars agmina cogunt . . .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht treffen, noch weniger aber kann dieses bei mehreren dunklen Stellen der Äneis, deren Sinn noch immer nicht von den Erklärern völlig enträtselt ist, der Fall sein, selbst wenn es sich erweisen lassen sollte, dass der Dichter das Richtige nicht getroffen habe. Wir mussten jedoch der Vollständigkeit wegen auch auf diese Stellen bei der Analyse der Übersetzung Rücksicht nehmen. Eine Analyse aber schien uns durchaus geboten, einmal zur Begründung und Belebung unserer oben im allgemeinen gemachten Ausstellungen, dann aber besonders zur Darstellung eines möglichst umfassenden Bildes der Schillerischen Übersetzung. Die Rücksicht auf dieses Ziel hat uns vorzüglich bewogen, von einer Gruppierung der unten gegebenen Ausführungen nach den aus der Verschiedenartigkeit des Stoffes hervorspringenden Gesichtspunkten abzusehen und lieber, indem wir dem Gange des Gedichtes folgten, unmittelbar an die bei der Vergleichung von Origina und Übersetzung sich darbietenden Abweichungen anzuknüpfen.

Für die Vergleichung konnten wir leider nicht den der Übersetzung zu Grunde liegenden Text, über den Schiller unseres Wissens nirgends eine Andeutung gegeben hat, benutzen; indessen giebt uns die Heynesche Ausgabe über den Stand der Texteskritik und Erklärung des Vergil zur Zeit Schillers hinreichende Auskunft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die beiden ersten Strophen der Übersetzung liegen uns in zwei Fassungen vor; da aber die spätere im einzelnen den Spuren des Originals mit grösserer Liebe nachgeht, halten wir uns bei der Vergleichung auch nur an diese. In dem ersten Verse: „Still war's, und jedes Ohr hing an Äneens Munde“ hat Schiller die aoristische Bedeutung des conticuere nicht beachtet; statt des „Still war's“ möchten wir also wünschen ein „Still ward's“. Für V. 12 f.

„. . . . . es laden
Zum Schlaf die niedergehenden Plejaden“

ist sicher die ursprüngliche Fassung vorzuziehen:

„Zum Schlummer winkt der Sterne sinkend Licht.“

Weshalb Schiller an Stelle des Vergilischen sidera cadentia die Plejaden gesetzt hat, deren Niedergang die Zeit der Stürme ankündigt, dafür giebt uns der Schluss des vorhergehenden Verses „Es laden“ den Grund an: lediglich der Reim veranlasste ihn zu dieser unbegründeten Abweichung. Schon in der vierten Strophe, in den Versen 28, 29:

„. . . . . jetzt ein verräterischer Strand,
Wo im Vorüberzug die Kaufmannsschiffe weilen“,

erkennen wir eine Erweiterung des lateinischen Textes, welche wir auf die Strophenform zurückführen müssen. Vergil sagt von der Insel Tenedos, die zur Zeit der Blüte Trojas mächtig gewesen sei:

II 23 nunc tantum sinus et statio male fida carinis.

Den ersten Teil des Verses giebt Schiller nicht wieder, und wir können ihm keinen Vorwurf deshalb machen, da jene Worte mit den folgenden im wesentlichen dasselbe ausdrücken. Die Erweiterung aber, welche V. 29 den Worten: statio male fida carinis giebt, ist nicht zu billigen; denn sie enthält einen offenbaren Widerspruch zu dem vorhergehenden Verse; schwerlich werden doch die Kaufmannsschiffe eine Bucht zu ihrem Standorte wählen, die als gefährlich bekannt ist.

V. 38 „Hier schwang Achill das schreckliche Geschoss“

entspricht nicht ganz dem lateinischen hic saevus tendebat Achilles (II 29); tendere steht hier nicht in der Grundbedeutung, sondern hat die Bedeutung „lagern“, wie Voss auch übersetzt: „Hier der Dologer Zelt und hier des grausen Achilles.“

Die Kürzung, welche Vers 41 f. zeigen, haben wir oben schon angemerkt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V. 60, 61 „So sollen sich die Mauern bücken
Vor seinem stürzenden Gewicht . .“ *)

Dass die Griechen ein so kolossales hölzernes Pferd gebaut hatten, dass man die Vermutung aussprechen konnte, es würde bei seinem Falle die Mauern der Stadt mit sich niederreissen, ist doch wohl undenkbar. Es liegt dies auch nicht in den Worten Vergils venturaque desuper urbi; sie sagen vielmehr nur: das gewaltige Ross sei vielleicht gebaut, um gleich einem Belagerungsturme den Feinden das Eindringen über die hohe Stadtmauer zu ermöglichen. Voss trifft auch hier den Sinn richtig: „der Stadt zu nahen von oben“. In

V. 64 „Die Griechen fürchte ich und doppelt, wenn sie schenken“

gewinnt der Gedanke, den Laokoon bei Vergil ausspricht in den bekannten Worten: Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes (II 49), eine dem Originale fremde Färbung. Laokoon sagt dort nicht: „und doppelt, wenn sie schenken“, sondern „auch“ oder „selbst wenn sie schenken“. Die Bedeutung, welche Schiller will, kann et niemals haben.

V. 67 „. . . . . und weit umher
Antworten dumpf die vollgestopften Wände.“ **)

Hier sind die Worte „weit umher“ ganz unverständlich, da nicht die Gegend in der Runde wiederhallt, sondern das hohle Ross selbst erdröhnt. Seine Wahl verdankt das anstössige Wort dem Reime, es entspricht dem vorhergehenden Versschlusse „Speer“. Zu tadeln ist an dieser Stelle ferner der triviale Ausdruck „vollgestopft“.

V. 83, 84 „Wetteiternd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegier'ge Rotte“

Darf Äneas wohl von den eigenen Landsleuten, die, wie er weiss, von Sinon so tückisch ins Verderben gelockt sind, in so harten, verächtlichen Worten reden? Bei Vergil wenigstens thut er es nicht; dort erzählt er schlicht: certant illudere capto (II 64). Die Vergleichung der beiden Verse macht es zur Gewissheit, dass die Worte „rachbegier'ge Rotte“ durch den Reim veranlasst sind. In

V. 87 f. „. . . . . jetzt Königin vernimm
Aus einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke“ ***)

giebt Schiller crimine ab uno dem Wortlaute nach wieder mit „aus einer Frevelthat“ und lässt dann consequent als Gegensatz folgen „der Griechen ganze Tücke“. Wie aber omnes „das ganze Danervolk“ beweist, bedeutet hier crimine ab uno „aus eines Mannes Frevelthat“. So hat sich bei Schiller der Gedanke etwas anders gestaltet. Was der Dichter an dieser Stelle dem Originale

---

*) II 46 haec in nostros fabricata est machina muros
inspectura domos venturaque desuper urbi . .

**) II 52 Stetit illa tremens, uteroque recusso
insonuere cavae gemitumque dederе cavernae

***) II 65 Accipe nunc Danaum insidias et crimine ab uno
disce omnes . . .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genommen, scheint er ihm in V. 202 in den Worten „Pelasger im Betrügen“, die dem lateinischen instructus et arte Pelasga (II 152) entsprechen, hinzugefügt zu haben.

100 „Was es auch sei, ruft er, dir, König, sei's gestanden.“

Nach dieser Einleitung seiner Erzählung sollte man glauben, dass Sinon Geständnisse machen wolle, die seiner Meinung nach den Troern unlieb zu hören seien. Damit steht seine Erzählung selbst durchaus im Widerspruch; denn was er berichtet von seiner Todfeindschaft mit dem verhassten Ulixes, von der Not der Griechen, das ist den Troern eine gar liebe Mär, und sie schenken auch in der That, von Mitleid hingerissen, dem schlauen Betrüger das Leben und nehmen ihn sogar vertrauensvoll als einen der Ihrigen auf. Dass Sinon auch gesteht, er sei ein Grieche, kann hierbei wenig in Betracht kommen; die Troer haben ihn ja längst als solchen erkannt. Sehen wir nun, was Vergil sagt:

II 77 „Cuncta equidem tibi, rex, fuerit quodcunque, fatebor vera“,

so ist es zunächst klar, dass quodcunque sich nicht auf cuncta beziehen kann, ferner dass fuerit nicht Konjunktiv, sondern futurum exactum sein muss, dass quodcunque fuerit also nichts anderes bedeutet als: „was auch kommen mag“, oder, wie Voss übersetzt: „was auch folge“. Danach ist der Sinn der Stelle nicht: „Ich will bekennen, mögen euch meine Geständnisse auch unangenehm sein“, sondern: „Unbekümmert um mein Schicksal will ich der Wahrheit gemäss alles offenbaren.“

116 f. „Doch das verging, als ihn Ulyssens Hass —
Wer kennt den Schwätzer nicht? — dem Orkus übergeben.“

Wodurch Schiller, wenn nicht durch das Metrum, verleitet ist, hier Ulixes als Schwätzer hinzustellen, lässt sich nicht ersehen. Die Stelle fordert durch ihren ganzen Zusammenhang, dass Ulixes als schleichender Ränkeschmied bezeichnet werde, wie Vergil auch sagt: pellacis Ulixis (II 90).

Nach V. 125 hat die Strophenform Schiller genötigt, die Worte Vergils: hinc mihi prima mali labes (II 97), welche so nachdrucksvoll die Feindschaft des Ulixes als den Anfang von Sinons Unglück hervorheben, unübersetzt zu lassen.

172 „Und zeichnet mich dem Mördereisen.“

Diese Übersetzung des et me destinat arae (II 129) ist schwerlich angemessen zu nennen, sicher ist der Ausdruck Mördereisen zu stark. Wohl ist es ein Werk des ränkevollen Ulixes und seines Mithelfers Kalchas, dass gerade Sinon geopfert werden soll; ein Opfer ist aber nach Sinons Erzählung notwendig zur Rettung des Griechenheeres, Apollo selbst hat es in deutlichen Worten gefordert, und so ist das Messer, welches Sinon dem Tode weihen soll, des Gottes Opfermesser. Schillers starkem Ausdrucke steht auch entgegen die Art und Weise, wie Sinon gleich darauf seine Flucht vom Altare darstellt: gleich als ob er ein Unrecht begangen habe, dass er sich der Opferung entzogen, fügt er das so bezeichnende fateor „ich muss es gestehen“ hinzu. Freilich hat der Übersetzer dies kaum beachtet. Auch an dieser Stelle zeigt die Vergleichung mit dem vorhergehenden Verse, dass durch den Reim sich der unpassende Ausdruck eingeschlichen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

175 „Die Binde schmückt mein Haar.
Man streut das Mehl, das Opfer ist bereitet.“ *)

Bei der Opferung wird dem Opfertiere Schrot vermischt mit Salz auf das Haupt gestreut, so bei Vergil auch hier dem Sinon.

198 f. „Warum, wozu das ungeheure Ross?
Wer gab es an? Wozu so riesengross?“ **)

Die zweite Hälfte des letzten Verses erscheint als eine unnötige Wiederholung aus dem ersten, die offenbar dem Reime zuliebe vom Dichter zugelassen ist. Wir vermissen dagegen die Frage des Priamus: quae machina belli?, die hier wohl an der Stelle ist, da Laokoon vorher eine ähnliche Vermutung ausgesprochen hat.

Von V. 202 haben wir oben schon bei V. 88 gesprochen.

V. 207 „Dich, priesterliches Band, das meine Schläfe schmückte“,

giebt ein Doppeltes zu bemerken: einmal ist die Bezeichnung „priesterliches Band“ für vittae deum nicht verständlich, da hier die Binde gemeint ist, welche das Opfer zu Ehren der Götter trägt, und dann hat in dieser feierlichen Schwurformel Schillers „das meine Schläfe schmückte“ gegenüber Vergils quas hostia gessi (II 156) doch zu wenig Gewicht.

In den beiden ersten Versen der folgenden Strophe, V. 209 f.

„Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
Erklär' ich mich auf ewig losgezählet“

ist zu tadeln, dass Schiller nicht mehr Gewicht gelegt hat auf das durch die Anaphora noch besonders hervorgehobene fas, welches der Übersetzer kaum verblasster wiedergeben konnte, als durch das triviale „erklär' ich“. Voss versucht zwar in seiner Übersetzung:

„Mir ist vergönnt, der Grajer geheiligte Rechte zu lösen,
Mir, zu hassen das Volk . . “

die Figur des Originals nachzubilden; aber auch er erreicht durch seine Wendung „mir ist vergönnt“ nicht von ferne den Vergilischen Ausdruck, der sagt: Kein Frevel ist es mehr, wenn ich der Griechen geheiligte Rechte durchbreche, sondern heilige Pflicht, nun ich aufgenommen bin in das Volk der Troer.

Der matte, nichtssagende Schluss der Strophe V. 216:

„Und wert, dass man es überdenket“

entfernt sich ganz vom Originale, wo wir lesen: si magna rependam = wenn ich grossen Dank zahle (II 161).

---

*) II 132 Mihi sacra parari
et salsae fruges et circum tempora vittae

**) II 150 f. Quo molem hanc immanis equi statuere? quis auctor?
Quidque petunt? quae religio? aut quae machina belli?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

228–232 „Kaum steht das Bild im Lager still, so blitzen
Die off'nen Augen, und die Glieder schwitzen,
Und dreimal steigt, entsetzliches Gesicht!
Mit Schild und Speer und wütender Gebärde
Die Göttin selbst aus der zerriss'nen Erde."

Diese Wiedergabe der Wundererscheinung zeigt grosse Mängel. Die beiden ersten Verse schliessen sich zwar dem Originale an, aber wie farblos erscheint die Schilderung, wenn wir Vergils Darstellung in ihrer malerischen Fülle und lebendigen Anschaulichkeit damit vergleichen:

II, 172 ff. . . . . arsere coruscae
luminibus flammae arrectis salsusque per artus
sudor iit.

Hier wird Voss mit seiner Übersetzung:

„. . . . . Da entloderte schimmernd
Ihrem gehobenen Blicke die Glut, und die Glieder herabrann
Salziger Schweiss"

dem Dichter weit gerechter. Wenn wir dann Schillers Darstellung als Ganzes betrachten, so suchen wir vergebens nach einem inneren Zusammenhange. Zuerst ist die Rede von dem geraubten Bilde der Göttin, dann kommt Schiller auf einmal ganz unvermittelt auf die Göttin selbst: die Erde spaltet sich, und heraussteigt gewappnet Athene Von diesem Vorgange weiss Vergil nichts, bei ihm nimmt die Statue der Göttin Leben an und erhebt sich dreimal vom Boden empor. Schiller erkannte später seinen Irrtum und schrieb nun, indem er die drei letzten Verse änderte:

„Und dreimal scheint, entsetzliches Gesicht!
Die Göttin sich vom Boden zu erheben,
Und Schild und Lanze schütternd zu erbeben."*)

So wird die ganze Schilderung einheitlich und zugleich fällt der unschöne Zusatz „mit wütender Gebärde" fort. Aber ganz kann die Änderung noch nicht befriedigen; denn während sie die Fehler der ursprünglichen Fassung beseitigt, bringt sie dadurch, dass sie im ersten Verse an die Stelle des „steigt" „scheint" setzt, einen neuen hinein. Sinon erzählt bei Vergil, ohne einen Zweifel auszusprechen, was er gesehen hat oder doch, was er gesehen zu haben vorgiebt. Und wie sollte er auch von einem blossen Schein reden? Das widerspricht durchaus seiner und seiner Zuhörer Anschauungsweise Was die Verse 239 und 240 betrifft:

„Zum alten Heiligtum das Bild zurückzutragen,
Das sie auf krummen Schiffen weggeführt . . .",**)

so haben Gossrau (S. 75) und Kvicala ***) unserer Ansicht nach überzeugend dargethan, dass der Vers Än. II 179 quod pelago et curvis secum avexere carinis unecht und daher zu tilgen sei,

---

*) II, 141 terque ipsa solo — mirabile dictu —
emicuit parmamque ferens hastamque trementem

**) omina ni repetant Argis numenque reducant,
quod pelago et curvis tecum avexere carinis

***) Neue Beiträge zur Erklärung der Äneis, S 123 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und dass der Schluss des vorhergehenden Verses numenque reducant nicht von einer Zurückführung des Palladiums zu verstehen, sondern lediglich als eine Variation der Worte omina ni repetant zu betrachten sei. Natürlich bedingt dies keinen Tadel für Schiller; zu billigen vermögen wir jedoch nicht die unschöne Übersetzung des curvus durch „krumm“.

269 „Da kam (mir bebt die Zung', es auszudrücken)
Von Tenedos ein grässlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
Dahergeschwommen auf den stillen Wogen.“ *)

Vergil führt uns den entsetzlichen Anblick der Schlangen weit anschaulicher vor. Das Anakoluth malt den ersten beklemmenden Schrecken, der die Troer ergreift, als sie der furchtbaren Schlangen ansichtig werden. Dann folgt die Schilderung des Nahens der Schlangen nach dem epischen Gesetze der successiven Darstellung. Wir sehen, wie die mächtigen Leiber der Ungeheuer mit gewaltiger Wucht sich ins Meer stürzen, incumbunt pelago, und wie dann beide in gleicher Linie zum troischen Gestade steuern, pariterque ad litora tendunt Beides ist in Schillers Übersetzung völlig unbeachtet gelasssen, sicherlich nicht zum Vorteile der Stelle.

289 „Zum Beistand schwingt der Vater sein Geschoss;
Doch in dem Augenblick ergreifen
Die Ungeheuer ihn selbst Er steht bewegungslos,
Geklemmt von ihres Leibes Reifen.“

Der Schluss des dritten Verses ist ein Zusatz, dem die Berechtigung nicht abzusprechen ist. Henke **) bemerkt zu dieser Stelle: „Unbedenklich hat auch Schiller zwar jene Grässlichkeiten nicht gemildert, aber durch einen kleinen Zusatz auch die Bezeichnung eines kritischen Ruhepunktes, den wir in der originalen Schilderung vergeblich suchen, eingeschoben; und zwar so, dass, wie auch Lessing es sich ausgemalt hatte, der wildere Ausbruch erst nachher folgt, die Starrheit der Krisis gleich bei der ersten entscheidenden Verwicklung einsetzt . . .“ Vielleicht liess sich der Dichter, wie Blümmer ***) meint, bei seiner Übersetzung durch die Darstellung der Laokoongruppe beeinflussen.

293 296 „Zwei Ringe haben sie um seinen Hals gestrickt,
Zweimal den Schuppenleib geschnürt um Brust und Hüften,
Und ihres Halses schwanke Säule nickt
Hoch über seiner Scheitel in den Lüften “ ****)

---

*) Än II 203 Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta —
horresco referens — immensis orbibus angues
incumbunt pelago pariterque ad litora tendunt

**) Die Gruppe des Laokoon, S. 54.

***) Lessings Laokoon, S 544.

****) II 217 . . . . . et jam
bis medium amplexi bis collo squamea circum
terga dati superant capite et cervicibus altis

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Verse gab Schiller später in einer anderen Fassung, ohne Zweifel der beiden letzten Zeilen wegen, die ein dem Originale fremdes Bild zeigen und auch, wie es scheint, die Worte capite et cervicibus irrtümlich auf Laokoon beziehen. Der Dichter schrieb nun:

„Zwei Ringe sieht man sie um seinen Hals, und noch
Zwei and're schnell um Brust und Hüfte stricken,
Und furchtbar überragen sie ihn doch
Mit ihren hohen Hälsen und Genicken"

So aber ist erstlich zu tadeln der bedeutungslose Reim in „noch—doch", und ferner ist auch die Verbindung „mit Hälsen und Genicken" keineswegs passend zu nennen. Was aber am meisten ins Gewicht fällt: auch die spätere Fassung lässt den Vorwurf bestehen, dass Schiller seinem Originale und der Natur der Sache entgegen die Schlangen ihre Ringe zunächst um den Hals und dann erst um den Leib schlingen lässt. In

V. 334 „Wir glauben selbst der Gottheit nicht"

weicht Schiller ohne ersichtlichen Grund vom Vergilischen Texte ab und verwischt dadurch einen charakteristischen Zug der Sage. Apollo hatte der Kassandra gegen das Versprechen ihrer Liebe die Gabe der Weissagung verliehen, als sie aber dennoch seine Liebe verschmähte, nahm er ihr zwar nicht das göttliche Geschenk, strafte sie aber dadurch, dass sie stets ihrem Volke das drohende Unheil voraus verkünden musste, niemals aber bei den Troern, die sie als wahnsinnig verlachten, Glauben fand. Daher sagt Vergil: dei iussu non unquam credita Teucris II 247). In

V 338 f. „Und Nacht stürzt auf des Meeres Wogen,
Mit breitem Schatten hüllt sie Land und Hain . ."*)

setzt sich Schiller ebenfalls in Gegensatz zu Vergil. Bei diesem erhebt sich die Nacht vom Ozean und hüllt emporsteigend Erde und Himmel in Dunkel; bei Schiller dagegen steigt sie vom Himmel nieder. Dieser veränderten Vorstellung müssen wir es wohl zuschreiben, dass Schiller polumque nicht wiedergab und dafür Hain an die Stelle setzte; immerhin mag aber auch der Reim bei der Wahl dieses Wortes mitgewirkt haben. Vergils „ruit oceano nox" und Vossens „es sank vom Himmel herab Nacht" ist auch klanglich Homers „ὀρώρει δ'οὐρανόθεν νύξ". Voss hat sich dieselbe Abweichung von der antiken Ausdrucksweise gestattet wie Schiller. Beide Auffassungen sind sachlich gerechtfertigt, da der Erdschatten nach Sonnenuntergang von Osten her aufsteigt und, im Zenith angekommen, sich nach Westen herabsenkt.

Über die Erweiterung in V. 355 vgl. das oben Gesagte.

358 „Sie stürzen in die Stadt, die Wein und Schlummer bindet."

Auch hier kann uns die deutsche Wendung bei einer Gegenüberstellung mit der lateinischen nicht befriedigen. Wie poetisch schön und bedeutend ist der lateinische Ausdruck urbem somno vinoque sepultam (II 265), und wie matt und nüchtern daneben die deutsche Übertragung:

---

*) II 250 . . . . . ruit oceano nox
involvens umbra magna terramque polumque.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Die Stadt, die Wein und Schlummer bindet“! Und doch ist der Ausdruck „bindet“ der späteren farblosen Übersetzung „besiegt“ noch entschieden vorzuziehen. Nachdem Schiller nämlich im verhergehenden Verse geändert und für „gegründet“ sehr passend geschrieben hatte „gefügt“, musste er auch den correspondierenden Versschluss anders wenden.

V. 437 ist oben schon besprochen. Die

V. 443 f. „ . . . . . bewaffnet was beginnen?
Samml' ich der Freunde Schar, die Feste zu gewinnen?“*)

treffen nicht den Sinn der Vergilischen Stelle. Äneas schwankt nicht, was er beginnen soll, im Gegenteil, er ist von heissem Verlangen beseelt, die Freunde zusammenzuscharen, um mit ihnen die Burg zu schirmen. Die Worte nec sat rationis in armis können nur bedeuten, es sei Unbesonnenheit, dass sich Äneas unbekümmert um Hektors Mahnung und um den Anblick, der sich ihm vom Dache seines Hauses aus darbot, dennoch in den Kampf stürzt für die schon unrettbar dem Untergange verfallene Stadt. Wenn ihn nicht die Besonnenheit verlassen hätte, will der Dichter sagen, würde er die Waffen nur führen, um sich und die Seinen aus der Stadt zu retten. Nun hat Schiller allerdings, da die Strophe so nur siebenzeilig war, später die Verse 444 f. anders gefasst:

„Ein Heer zu sammeln schnell, treibt mich der edle Zorn,
Und mit der Freunde Schar die Feste zu gewinnen,
Verzweiflung selbst ist des Entschlusses Sporn,“

und so schliessen sie sich freilich dem Originale enger an; doch V. 443 liess Schiller unverändert stehen.

448 - 452 „Indem seh' ich, entflohen der Feinde Pfeilen,
Den Priester des Apoll bei mir vorübereilen,
Am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum Strand
Halt, rief ich, o halt' an, mich zu belehren . . “**)

Schiller lässt den Panthus am Hause des Äneas vorüber zum Strande hineilen und auf Äneas' Anruf im Laufe einhalten, während der Text des Vergil sagt, dass der Priester geraden Wegs nach dem Hause des Äneas flieht (ad limina tendit), natürlich um bei ihm Schutz zu suchen. Schiller muss ad litora gelesen haben, eine Lesart, die sich nach Heyne***) in einigen Handschriften finden soll. Wie dem aber auch sein mag, es unterliegt keinem Zweifel, dass Vergil ad limina

---

*) II 314 Arma amens capio nec sat rationis in armis,
sed glomerare manus bello et concurrere in arcem
cum sociis ardent animi Furor iraque mentem
praecipitant . . . . . .

**) II 318 Ecce autem telis Panthus elapsus Achivom,
Panthus Othryades, arcis Phoebique sacerdos,
sacra manu victosque deos parvumque nepotem
ipse trahit cursuque amens ad limina tendit·

***) P. Virgilius Maro illustratus a. Ch G Heyne ed IV cur Wagner vol. II, pag. 313.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschrieben hat. Pomponius und Servius*) bemerken zu dieser Stelle, Vergil habe hierdurch das Ansehen und den Ruf der Frömmigkeit, den Äneas bei den Troern genoss, in helles Licht setzen wollen. So muss den Priester bewusste Absicht zum Hause des Äneas führen, sonst hätte die Bemerkung der alten Erklärer keinen Sinn. Doch auch abgesehen hiervon, widerstreitet es der Lage der Dinge durchaus, dass Panthus zum Strande eilt. Er sucht für sich und den kleinen Enkel und die Heiligtümer der Burg Rettung, und soll wissentlich den Feinden in die Arme rennen? Der Strand ist ja von den Griechen besetzt, und dorther dringen, wie Panthus selbst in der Antwort auf die Anrede des Äneas berichtet, immer neue Scharen in die über rumpelte Stadt.

454 „Welch festes Schloss wird uns noch Schutz gewähren?“ **)

Bei Vergil fragt Äneas, da er aus der Flucht des Priesters erkennt, dass die Burg schon verloren, bestimmter: Welchen festen Punkt haben wir nun besetzt? Diese Stelle hat den Interpreten ausserordentlich viel Schwierigkeit gemacht, durch Gossrau***) aber sind alle vermeintlichen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt worden.

460 – 463 „Dies alles gab der Götter Grimm dem Sieger,
In Trojas Rauch herrscht des Argivers Schwert,
Hohnlachend zündet Sinon, der Betrüger,
Und Feinde, Feinde speit das ungeheure Pferd.“ ****)

Dem Originale näher kommend, schrieb Schiller später:

„Der grimme Zeus gab alles dem Argeier,
Der waltet jetzt in der entflammten Stadt
Bewaffnete ergiesst das Ungeheuer,
Und Sinon schürt die Glut, frohlockend seiner That . . .“;

doch vermissen wir in beiden Versionen das Vergilische arduus mediis in moenibus adstans, Worte, die der Übersetzer nicht auslassen konnte, ohne dem Charakter des Originals zu nahe zu treten. Die Verstärkung des Begriffs „Pferd“ zu „Ungeheuer“ kann dafür nicht entschädigen. Dagegen ist die Änderung, welche Schiller in V. 462 vorgenommen hat, vortrefflich zu nennen. In der ersten Version giebt er das prägnante victor willkürlich durch „Betrüger“ wieder, offenbar nur durch den Reim dazu verleitet; in der zweiten Version aber verbindet er es richtig mit insultans und übersetzt gleich treffend wie schön: „frohlockend seiner That“.

---

*) Ebendaselbst

**) II 322 quam prendimus arcem.

***) Gossrau S 85.

****) Än II 326 . . . . . Ferus omnia Jupiter Argos
transtulit; incensa Danai dominantur in urbe.
Arduus armatos mediis in moenibus adstans
fundit equus victorque Sinon incendia miscet
insultans . . . . . .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

464 ff „Und durch die zweifach offnen Thore wogen
Schon Tausende und wieder Tausende einher,
Als aus dem weiten Argos nie gezogen" *)

Schiller hat wohl in V. 331 nunquam gelesen, in den besseren Handschriften der Äneis steht aber durchweg unquam; ein nunquam „nie" würde dem Dichter auch eine Übertreibung zumuten, die man als lächerlich bezeichnen müsste.

Die folgende Strophe V. 472–479 trägt kaum noch Vergilisches Gepräge, der knappe lateinische Ausdruck ist ganz aufgegeben, während Schiller in arma übersieht, dehnt er in flammas . . . feror zu:

„Flieg' ich dahin, wo's höher, heller lodert,
Der Donner stürzender Paläste kracht . . .",

wobei der letzte Vers zumal in den Worten des Originales durchaus keine Begründung findet. Auch das Folgende:

„Wo vom Geschrei und vom Geklirr der Waffen
Die Luft erbebt . . . . . "

trägt eine dem lateinischen Texte fremde Färbung; man vergleiche nur Vossens treue Übersetzung:

„Wo das Getümmel mir ruft und Geschrei auftönet zum Äther."

Und wenn Schiller übersetzt quo tristis Erinys „wohin die Furien mich reissen", so vermissen wir sehr das Epitheton tristis. Was endlich den Schluss der Strophe betrifft, so ist zu bemerken, dass der Dichter das Epitheton maximus armis, welches Vergil dem Epytus beilegt, ohne Zweifel dem Metrum zuliebe dem Rhipeus zuweist, seine Übersetzung „Stärke" ist zudem höchst matt.**)

482 f „Der Unglückselige, den feuer'ger Liebe Wunde,
Kassandrens Werk, zu Trojas Ende trug!"

Später übersetzte Schiller treuer und, wenn wir den Anfang des zweiten Verses betrachten, unzweifelhaft auch schöner:

„Den für Kassandra die unsel'ge Liebe
Verhängnisvoll zu Trojas Ende trug!"

Wenn nun aber auch der Wortlaut nach die Übersetzung ziemlich genau, so ist doch durch die mehr rhetorische Wendung im Deutschen der Charakter der Vergilischen Episode, die durch das von Schiller nicht beachtete illis diebus an der Spitze auch äusserlich gekennzeichnet wird, in etwa verwischt worden.***) Im folgenden dann

---

*) II 330 . . . . . portis alii bipatentibus adsunt
milia quot magnis unquam venere Mycenis.

**) II 337 In flammas et in arma feror, quo tristis Erinys
quo fremitus vocat et sublatus ad aethera clamor
Addunt se socios Rhipeus et maximus armis
Epytus . . . . . .

***) II 342 . . . . . illis ad Trojam forte diebus
venerat, insano Cassandrae incensus amore.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V. 485 f. „Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren . . . . . *)

hat Schiller zur Füllung der Strophe das Vergilische praecepta ungebührlich weit umschreiben müssen. Die Verse 489—495 zeigen dagegen die entgegengesetzte Erscheinung. Der Dichter hat acht Hexameter, von denen wir auch nicht ein Wort wissen möchten, in diese Strophe zusammengedrängt, und so hat denn auch der Vergilische Text mehrere Kürzungen erfahren. Von dem ersten dieser Verse, **) den Voss übersetzt:

„Als ich diese geschart und den Kampf zu wagen gefasst sah"

erscheint bei Schiller streng genommen nur ein Wort: er übersetzt, indem er incipio his aus dem zweiten Verse hinzunimmt:

„Wohlan, beginn ich zu der kampfbegier'gen Jugend",

und hierbei ist noch zu rügen, dass er super, welches hier gleich insuper ist und so den Satz incipio his in einen gewissen Gegensatz zu dem voraufgehenden setzt, ganz unberücksichtigt lässt. Weiterhin ist in V. 490 das eingeschobene „ihr seht's" ein schwacher Überrest der nachdrucksvollen Worte: quae sit rebus fortuna videtis; matt ist mit „aus allen ihren Sitzen" wiedergegeben adytis arisque relictis; unrichtig hat Schiller an Stelle des Plusquamperfects steterat, welches die hoffnungslose Lage der Trojaner so klar und bestimmt kennzeichnet, das Präsens, und auch hier ist der Fehler wohl durch den Reim herbeigeführt:

„Gewichen sind, ihr seht's, aus allen ihren Sitzen
Die Götter, welche Troja schützen."

Dann übersetzt Schiller weiter V. 493—495:

„Treibt euch der Mut, dem kühnen Führer nachzugehn,
Kommt der entflammten Troja beizustehn,
Kommt mit mir, kommt, und fechtend endigt euer Leben."

Der erste Vers giebt zweierlei zu bemerken: es fehlt bei Schiller certa, das Adjectiv zu cupido, welches der Übersetzer nicht unterdrücken durfte, und dann erscheint die Bezeichnung des Äneas als „kühner Führer" doch allzu matt, da er entschlossen ist, den letzten, den Verzweiflungskampf zu wagen (extrema audentem). Auch der letzte Vers vermag trotz des empha-

---

*) 345 Infelix, qui non sponsae praecepta furentis
audierit . . . . . .

**) II 347. Quos ubi confertos audere in proelia vidi,
incipio super his: Juvenes, fortissima frustra
pectora, si vobis audentem extrema cupido
Certa sequi — quae sit rebus fortuna, videtis:
excessere omnes adytis arisque relictis
di, quibus imperium hoc steterat, succurritis urbi
incensae — moriamur et in media arma ruamus
Una salus victis nullam sperare salutem.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tischen „kommt mit mir, kommet“, Worte, die der Dichter freilich von dem Seinigen herzugethan hat, bei weitem nicht heranzureichen an die Kraft des Vergilischen Ausdrucks.

498 „Herausgestachelt von des Hungers Wut . . “ *)

An dieser Stelle verlangen wir von dem deutschen Übersetzer, dass er die beiden bedeutenden Adjektiven improba und caecos wohl beachte, die so kräftig die heisse, masslose Wut des Hungers malen, welche die Wölfe blind umherjagen lässt; Schiller hat sie jedoch übersehen. In

V. 500 „Geht's zum gewissen Tod durch Schwerter und durch Leichen“

finden wir wieder ein Beispiel dafür, dass der Dichter ohne inneren Grund und nur des Reimes wegen vom Texte des Originals, das von „Leichen“ nichts sagt, sondern per tela, per hostes (II 358) bietet, abgewichen ist.

533 f. „So wendet bei geschärftem Blick
Androgeos erschrocken um “ **,

Hier liegt ein Fehler in der Übersetzung vor. Schiller wendet visu tremefactus „bei geschärftem Blick“, es kann aber nichts anderes bedeaten als: „erbebend bei dem Anblick“.

542 „List oder Kraft, was wäre Feinden nicht erlaubt?“ ***)

Bei Vergil lesen wir: was wäre Feinden gegenüber nicht erlaubt?

Die Strophe V. 576—583 giebt wieder mehrfach Anlass zu Ausstellungen. Für den zweiten Vers: „Verraten hat uns längst der Sterbenden Geschrei“ gewährt das Original keinen Anhalt. Dieser Zusatz ist jedoch nicht allein überflüssig, sondern geradezu verfehlt; denn unmittelbar darauf in der folgenden Strophe wird die Entdeckung der trojanischen List von seiten der Griechen durch ganz andere Umstände motiviert. In den beiden folgenden Versen, 578 f. ****), tritt in Schillers Übersetzung:

„. . . . . es dringen
Mit Ajax die Atriden selbst herbei“

Ajax zu wenig hervor, den Vergil mit dem Epitheton acerrimus allen voransetzt; für ihn gebührt es sich, allen voranzustürmen, um die ihm entrissene Geliebte wiederzugewinnen.

Vergil †) schildert dann das gewaltige Getümmel, welches sich jetzt erhebt, durch ein Gleichnis voll poetischer Kraft. Bei der Übersetzung Schillers wollen wir kein grosses Gewicht

---

*) II 355. . . . . Inde lupi ceu
raptores atra in nebula, quos improba ventris
exegit caecos rabies . . . . . .

**) II 382. Haud secus Androgeos visu tremefactus abibat

***) II 390 Dolus an virtus, quis in hoste requirat

****) II 413 Tum Danai gemitu atque ereptae virginis ira
undique collecti invadunt, acerrimus Ajax
et gemini Atridae Dolopumque exercitus omnis.

†) II 416 Adversi rupto ceu quondam turbine venti
confligunt Zephyrusque Notusque et laetus ois
Eurus equis; stridunt silvae, saevitque tridenti
spumans atque imo Nereus ciet aequora fundo.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

darauf legen, dass der Dichter für den Zephyrus „des Nordens rauhe Macht“ setzt; anmerken wollen wir auch nur, dass er den Ost (Eurus laetus eois equis) auf dem Wagen des Sonnengottes dahinfahren lässt; aber dem Schluss des Gleichnisses hat Schiller zu viel von seiner sinnlichen Fülle genommen. Wie Nereus schaumgekrönt mit dem Dreizack tobt und vom tiefsten Grunde die Meeresfluten aufwühlt, davon finden wir bei Schiller nur einen leisen Anklang.

V. 584 „Jetzt seh'n wir noch zu ganzen Heeren“ *)

enthält eine Hyperbel, die der Vergilische Text nicht kennt. Ebenso finden wir für den

V. 588 „Ihr schneller Blick erkennt in dunkler Nacht“

im Originale nur das Verbum

V 592 f. „Es fällt zuerst, von Peneleus durchstochen,
Choröbus an Tritoniens Altar.“ **)

Sicher nur des Reimes wegen hat Schiller hier das charakteristische Epitheton der Minerva divae armipotentis (Voss: „der gewappneten Göttin“) nicht übersetzt. Und in gleicher Weise dürfen wir auch wohl in V. 596 „von Freundesstreichen“ dem üblen Einflusse des Reimes zuschreiben. Hypanis und Dymas werden ja von den Geschossen der Troer, die das Dach des Tempels besetzt haben, durchbohrt und nicht durch Schwertstreich niedergestreckt.

V 612 „Des Andrangs Ungestüm, ergrimmten Widerstand“

ist nur ein Füllstück in der Strophe.

In den folgenden Strophen, die den Kampf um die Burg schildern, folgt der Dichter seinem Originale mit möglichster Treue Es gilt dieses jedoch nicht von den Versen 648—653.

In V. 648 übersetzt Schiller adgressi ferro circum, indem er irrtümlich adgressi passivisch nimmt: „Vom Tod umringt“; Vergil aber will sagen, dass die Troer rings mit dem Beile den Turm angreifen, um ihn zum Sturze zu bringen. Doch hiervon abgesehen, vermissen wir in dieser Strophe ganz und gar die epische Klarheit und Anschaulichkeit der Vergilischen Verse, II 463 – 467 ***) Bei Vergil treten uns deutlich vor Augen alle einzelnen Momente des

---

*) II 420 Illi etiam, si quos obscura nocte per umbram
fudimus insidiis totaque agitavimus urbe,
adparent; primi clipeos mentitaque tela
adgnoscunt . . . . . .

**) II 424 . . . . . primusque Coroebus
Penelei dextra divae armipotentis ad aram
procumbit . . . . . .

***) II 463 adgressi ferro circum, quo summa labantes
iuncturas tabulata dabant, convellimus altis
sedimus impulimusque; ea lapsa repente ruinam
cum sonitu trahit et Danaum super agmina late
incidit . . . . . .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorgangs, wie der Turm, welcher sich in der Front auf dem Dache des Palastes erhebt, auf die angreifenden Danaer gestürzt wird. Wir sehen, wie die Troer die Verbindungsbalken durchhauen, die Fugen lockern; wie sie den Turm vollends losreissen, ihm einen Stoss geben; wie der Turm dann wankt und plötzlich krachend niederstürzt und in weitem Umkreise Scharen der Angreifer unter seinen Trümmern begräbt. Von allem dem finden wir bei Schiller nur sehr wenig.

Vom Anfange der Strophe haben wir oben schon gesprochen. Was das Folgende anbelangt, so verbindet Schiller den Satz quo summa labantes iuncturas tabulata dabant, nachdem er einmal adgressi ferro falsch aufgefasst hat, mit convellimus altis sedibus und giebt die Worte, freilich sehr dürftig, wieder:

„. . . . . zerreissen wir voll Mut
Der Decke schon gewich'ne Fugen."

Indem er so tabulata (Stockwerke) durch Decke übersetzt, verwirrt er die Vorstellung, die sich bei Vergil durchaus auf den Turm als ganzen vereinigt. So geht auch der Eindruck des Wuchtigen, Kolossalen, den Vergils Schilderung hervorruft, ganz verloren, und der Zusatz, den Schiller macht:

„Und schleudern sie auf der Argiver Flut,
Mitsamt den Pfeilern, die sie trugen"

bessert hieran nichts. Die Satzglieder, welche die endliche Katastrophe vorbereiten, impulimus — ea lapsa, hat Schiller mit Unrecht übergangen, und auch das abschliessende et Danaum super agmina late incidit hat er nicht genügend gewürdigt. Sein Schluss:

„Und weh' den Stürmenden, die sich darunter stellten,"

an dem Vergil keinen Teil hat, klingt trotz der rhetorischen Wendung ungemein matt, nicht zum geringsten wohl durch Schuld des nachschleppenden bedeutungslosen Relativsatzes.

Nachdem so der Versuch der Danaer, das Dach zu ersteigen, gescheitert ist, erscheint Neoptolemus auf dem Kampfplatze und lenkt den erneuten Angriff auf das Thor des Palastes. Um die Bedeutung des Augenblicks in helleres Licht zu setzen, leitet der Dichter das Auftreten des Helden durch ein glänzend ausgeführtes Gleichnis ein. Schiller giebt diesen Passus, besonders in der später von ihm gegebenen Fassung, treu und in ebenbürtiger Schönheit wieder. Nur im Anfange der Strophe,

V. 656 f. „Als wollt' er jeden Feind zermalmen,
Pflanzt Pyrrhus sich im Glanz der Rüstung vor das Thor, *)

ist er dem Original nicht gerecht geworden. Die Verse erscheinen, wie sie einmal sind, wohl geeignet, den Eindruck plumpen, prahlerischen Gebarens von seiten des Neoptolemus hervorzurufen, wofür bei Vergil doch keine Spur zu finden ist.

---

*) II 469 Vestibulum ante ipsum primoque in limine Pyrrhus
exsultat, telis et luce coruscus aena.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

690 „Der Felsen Kerkerwand mit wildem Grimm durchhauen."

Diesen Zusatz zu dem Gleichnisse von dem übertretenden Strome dürfen wir wohl als ein zur Vervollständigung der Strophe eingeschobenes Füllstück betrachten. Da der Vers sich ohne jegliche Schwierigkeit aus dem Bau der Strophe herauslösen lässt, erweist er sich als überflüssig; es kommt aber noch hinzu, dass er neben dem vorhergehenden Verse: „Der schäumend seinen Damm durchbrach" als eine zu gewaltige Steigerung hervortritt.

697 f „Sah Priam selbst an den Altar gestreckt,
Den Vater blühender Geschlechter,
Noch mit dem Blut der Opfer frisch befleckt" *)

Schiller ist hier in einen sonderbaren Irrtum verfallen. Seine Worte rufen notwendig in uns die Vorstellung hervor, dass Priamus, mit dem Blute der Opfertiere, die er eben geschlachtet hat, bespritzt, am Altare hingestreckt liegt, um von den Göttern Rettung im Gebete zu erflehen. Bei Vergil aber sehen wir den greisen König in seinem eigenen Blute liegen, und von seinem Blute wird der Altar und das heilige Feuer entweiht.

728 f. „. . . . . und liess
Im Priesterstuhl den Greis sich niedersetzen" **)

An einen eigentlichen Priesterstuhl ist wohl kaum zu denken; sacrata sedes bezeichnet überhaupt die heilige Stätte am Altare, wie auch Voss übersetzt: „und setzte den Greis an die heilige Stätte."

772 ff. „Sein Aug' sah Troja brennen,
Die über Asien den Scepter ausgestreckt,
Jetzt ein gigant'scher Rumpf, am Meeresstrand entdeckt;
Es fehlt das Haupt, und niemand kann ihn nennen." ***)

Der Übersetzer hat an dieser Stelle Worte übersehen, die wir ungern vermissen: tot quondam populis terrisque superbum, und giebt von der Apposition nur wieder: regnatorem Asiae. Dieses aber, sowie auch die folgenden tragischen Schlussworte der Erzählung von Priamus' Ende, zieht er irrtümlich zu Troiam, während es sich offenbar auf Priamus bezieht; des Priamus Leichnam wurde von den Griechen, nachdem das Haupt vom Rumpfe getrennt war, unbegraben an das Gestade geworfen. Dass die Einwendung Weidners ****) gegen diese Erklä-

---

*) II 501 Vidi Hecubam centumque nurus Priamumque per aras
sanguine foedantem, quos ipse sacraverat, ignes.

**) II 525 sacra longaevum in sede locavit

***) 554 ff. . . . . fatorum hic exitus illum
sorte tulit Troiam incensam et prolapsa videntem
Pergama, tot quondam populis terrisque superbum
regnatorem Asiae Jacet ingens litore truncus
avolsumque humeris caput et sine nomine corpus

****) Weidner, Commentar zum I und II. Buche der Äneis, S. 399.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rung, die auch Servius schon giebt, hinfällig ist, liegt auf der Hand. Den Äneas kann kein Vorwurf treffen, dass die Leiche des Königs unbestattet liegen bleibt; es war ja unmöglich, den verstümmelten Körper wiederzuerkennen. Dies drückt Vergil auch aus, wenn er sagt: sine nomine corpus. Was Schiller mit den Worten: „am Meeresstrand entdeckt" hat sagen wollen, ist uns unverständlich. Wahrscheinlich hat hier der Reim wieder seinen verderblichen Einfluss geübt.

Die Übertragung in Strophe V. 792—799, wie auch in der vorhergehenden, ist im allgemeinen etwas dürftig; sicherlich aber musste Schiller die Steigerung in der Gedankenfolge des von leidenschaftlicher Erbitterung erfassten Äneas beachten, welche in den Versen 581, 582*) des Vergil liegt: Priamus tot! Troja in Flammen! Und all' das Blut, welches unser Land getrunken! Schiller bietet uns nur die mittelste Sprosse der Klimax:

V. 794 „Was? Troja setzte sie in Brand!" *)

Die Strophe gestattete es ihm wohl nicht anders.

V. 815 „Was soll aus deiner Mutter werden?"

So kann die Göttin wohl kaum reden, und bei Vergil spricht sie auch keineswegs so; dort heisst es: aut quonam nostri tibi cura recessit? (II 595) nach Voss' Übersetzung: „Und wohin ist die Sorge für uns dir entflohen?" Mit nostri meint die Göttin weniger sich selbst, als vielmehr die übrigen Angehörigen des Äneas.

V. 835 f „Auf Pergams Turm siehst du Tritonia,
In ihrer Hand der Gorgo Schrecknis, blitzen." **)

lassen nach dem Original etwas vermissen. Bei den Dichtern erscheinen die Götter stets, wenn sie sich in ihrer göttlichen Majestät den Blicken der Menschen darstellen, von einem strahlenden Gewölk (nimbus) umflossen. So sagt auch Vergil von der Pallas nimbo effulgens, Schiller aber entnimmt den Worten nur den Begriff des Glänzens.

V. 837 „Du siehst — o fliehe, fliehe, teurer Sohn"

enthalten eine Steigerung des Originals, die an dieser Stelle nicht unangemessen ist. Denn dass selbst der höchste der Götter bei der Vernichtung der Troer mitwirkt, ist wohl geeignet, dem Äneas voll zum Bewusstsein zu bringen, dass Menschenmacht nichts mehr vermöge, dass alles verloren sei. Zwar wiederholt sich einige Verse weiter unten:

804 f. „Gieb auf die eitle Gegenwehr.
O säume nicht, noch zeitig zu entrinnen"

die Aufforderung der Göttin zur Flucht, aber das wird in solchem Augenblicke nicht befremden.

---

*) 581 Occiderit ferro Priamus? Troia arserit igni?
Dardanium totiens sudarit sanguine litus?

**) 615 Jam summas arces Tritonia, respice, Pallas
insedit nimbo effulgens et Gorgone saeva.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdem die Göttin den Äneas so eindringlich zur Flucht aufgefordert und ihm ihren Schutz verheissen hat, entzieht sie sich in einer dunklen Wolke seinen Blicken. Dixerat et spissis noctis se condidit umbris, sagt Vergil (II 621); Schiller aber giebt diesen Vers wieder:

V. 843. „Sie sprach's — Nacht war um mich her."

Aus diesen seinen Worten müssen wir schliessen, dass nun die ganze Erscheinung in das Dunkel zurückgesunken sei, dass nicht nur die Mutter den Augen des Äneas entschwunden, sondern auch die übrigen Götter, welche Venus ihm zu schauen gestattet hatte; unmittelbar darauf aber sagt der Dichter, indem er seinem Original in der Hauptsache durchaus treu nachfolgt:

V. 844 f „Und mir erschienen, mit des Grimmes Falten,
Der hohen Götter feindliche Gestalten." *)

Hier sagt Schiller also deutlich, dass nicht völlig Nacht um Äneas her war, sondern dass er die feindlichen Götter sah; seine Übersetzung widerspricht sich demnach offenbar in den angeführten Versen.

856 f. „Jetzt eil' ich fort. Durch Flammen, Schwert und Leichen
Führt unbeschädigt mich ein Gott; es weichen . . ." **)

Wenn Vergil auch deo und nicht dea geschrieben haben sollte, so ist doch die Übersetzung „Führt mich ein Gott" nicht zu rechtfertigen; deus ist dann in der allgemeinen Bedeutung „Gottheit" gebraucht, und zwar ohne jeden Zweifel von der Mutter des Helden. Venus hat ja ihrem Sohne einige Augenblicke vorher erst versprochen: nusquam abero et tutum patrio te limine sistam; der Sohn darf daher auch nicht den leisesten Zweifel darüber aussprechen, wer ihn durch die rings dräuenden Gefahren sicher hindurch geführt hat; er kann nur sagen: die göttliche Mutter hat mich geführt. Auch im folgenden finden wir einen Beleg für unsere Ansicht. Denn als Anchises sich hartnäckig weigert, mit ihm zu fliehen, ruft Äneas verzweifelnd aus: Hoc erat, alma parens, quod me per tela, per ignes eripis . . . (II 664 f.), nach Schillers Übersetzung:

897 „Und darum führtest du durch Schwert und Feuer,
Erhab'ne Mutter, deinen Sohn?"

In der ursprünglichen Fassung zählt die Strophe, deren beide ersten Verse wir soeben betrachtet haben, neun Verse. Um sie auf das regelmässige Mass zurückzuführen, liess Schiller später V. 863

„Ihm graut's, verbannt zu sein in seinen alten Tagen"

fortfallen. Auf diese Weise gelangte die Form allerdings zu ihrem Rechte, nicht aber der Text des Originals. Denn indem so exsilium pati (II 638) unterdrückt wurde, fiel ein gewiss höchst bedeutendes Moment für den Entschluss des Greises.

---

*) 622 Adparent dirae facies inimicaque Troiae
numina magna deum.

**) 632 Descendo ac ducente deo flammam inter et hostes
expedior . . . . . .

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

895 f „Schon naht, von Priams Blut und seines Sohnes rot,
Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren " *)

Hier würde Schiller eine weit grössere Wirkung erreicht haben, wenn er sich enger an Vergil angeschlossen hätte; seine Verse nehmen sich neben den Versen 662 f. der Äneis sehr matt aus. Die Bedeutung des Verses 663, auf welche schon Servius **) aufmerksam macht, scheint der Dichter ganz verkannt zu haben. In leidenschaftlichen Worten spricht Äneas zu seinem Vater und sucht ihn von seinem Entschlusse abzuschrecken. Er stellt ihm das Bild des grausamen Neoptolemus vor Augen, dem kein Ort heilig, nicht Tempel, nicht Altar; dem es eine Freude sei, das Kind vor den Augen des Vaters zu ermorden; der, wie Voss übersetzt: „vor dem Vater den Sohn, am Altare abschlachtet den Vater". Was wäre wohl eher vermögend, des Vaters Herz zu rühren, als dieser Anruf seiner Vaterliebe? Dieses durfte der Übersetzer gewiss nicht unbeachtet lassen.

Auch am Schluss der flehentlichen Klage der Kreusa, die sich an der Schwelle des Hauses dem fortstürmenden Äneas zu Füssen wirft, hat Schiller unserer Meinung nach bei seiner freien Wendung nicht die Höhe des Originals erreicht. Oder sollte es nicht wirkungsvoller und der Leidenschaft des Augenblicks angemessener sein, wenn Kreusa dem Äneas einzeln seine Teuren, die er den Feinden hülflos preisgeben will, entgegenhält und ihn so erinnert an seine dreifache Pflicht als Sohn, Vater und Gatte, als wenn sie, wie bei Schiller, allgemein sagt:

912 „Was wird aus uns? Wer wird der Deinen sich erbarmen?" ***)

Und wie muss dem Äneas der Vorwurf der geliebten Gattin, der in den Worten coniunx quondam tua dicta liegt, wie muss ihm dieser Vorwurf ans Herz greifen? Alle diese so mächtig ergreifenden Momente sind durch die zu freie Übertragung des Originals im Deutschen verloren gegangen.

964 „Der Rechten wird mein Julus anvertraut."

Vergil sagt II 723: Dextrae se parvus Julus implicuit, wozu Gossrau ****) treffend bemerkt, implicuit bezeichne die Ängstlichkeit des Knaben, und es könne dieser Vers die Kunst des Vergil zeigen, durch ein Wort einen ganzen Vorgang mit solcher Klarheit vor unser geistiges Auge zu zaubern, dass wir ihn gleichsam sich vor unseren Augen entwickeln sähen. Bei Schiller kommt die angeführte Bedeutung von implicuit nicht zum Ausdruck und konnte es des Reimes wegen auch wohl nicht. Voss erreicht durch seine schlichte Wiedergabe schon mehr:

„Rechts schmiegt mein kleiner Julus sich an die Hand . . .",

doch tritt auch bei ihm der Begriff des ängstlichen Anklammerns noch nicht genug hervor.

---

*) 662 Jamque aderit multo Priami de sanguine Pyrrhus
natum ante ora patris, patrem qui obtruncat ad aras.

**) Gossrau, P. Vergili Maronis Aeneis illust., S 162.

***) 677. . . . . Cui parvus Julus,
cui pater et coniunx quondam tua dicta relinquor?

****) A. a. O. S. 110.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V. 967. „Zu hintergehn den lauernden Verdacht“

ist ein Zusatz, der sich kaum anders erklären lässt, als dass er zur Füllung der Strophe eingefügt ist.

V. 1061 f. „Dreimal will ich in ihre Arme flieh'n,
Dreimal entschlüpft das Bild dem feurigen Berühren“

lassen die Vorstellung aufkommen, als habe Kreusa dreimal die Arme ausgebreitet und sei jedesmal, wenn sich Äneas an ihre Brust stürzen wollte, zurückgewichen, eine Handlungsweise, die uns bei der liebenden Gattin sehr befremden müsste. In der That verhält sich die Sache auch anders. Vergil sagt:

II 792 f. Ter conatus ibi collo dare brachia circum,
ter frustra comprensa manus effugit imago;

also Äneas eilt auf Kreusa zu, um sie an seine Brust zu ziehen, seine Arme aber fassen nur leere Luft; es steht ihm ja auch nur ein Schattenbild gegenüber.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den Anfang der Übersetzung des vierten Buches hat Schiller, wie den des zweiten später gänzlich umgestaltet, augenscheinlich mit dem Bestreben, der gesetzmässigen Form der Strophe gerechter zu werden und zugleich dem Originale sich enger anzuschliessen. Eine Auffassung aber, welche den Worten Vergils nicht entspricht, finden wir in der einen, wie der anderen Fassung. Ein Zweifaches tritt Dido beim Gedanken an den Geliebten beständig vor die Seele: viri virtus, „des Mannes Wort", und gentis honos (IV 3, 4). Letzteres giebt Schiller beide Male durch „des Volkes Glanz", in der späteren Wendung noch mit der Erweiterung: „und seines Ruhmes Kunde"; doch diese Deutung lassen Vergils Worte nicht zu. Dido denkt nicht an den Ruhm des trojanischen Volkes, sondern ihre Gedanken nimmt ausschliesslich die Persönlichkeit des geliebten Mannes in Anspruch. Die beiden Momente, die Vergil hier anführt, finden wir alsbald in Didos eigenen Worten wieder, als sie der Schwester ihren Seelenzustand offenbart:

IV 11, 12 Quem sese ore ferens! quam forti pectore et armis!
Credo equidem, nec vana fides, genus esse deorum

Hieraus ersehen wir deutlich, dass unter gentis honos nicht „des Volkes Glanz", sondern „des Geschlechtes Glanz" zu verstehen ist; war Äneas' Mutter doch die allbezwingende Venus, des Juppiter Tochter selbst.

Vergil fügt dann noch hinzu: haerent infixi pectore voltus verbaque (II 4, 5). Wenn Schiller dies übersetzt:

„An seinen Blicken hängt sie, seinem Munde,"

so passen diese Worte nicht zu der Situation, da sie fälschlich ein Zusammensein der Dido mit Äneas voraussetzen. Äneas hat die Erzählung seiner Irrfahrten beendet, und alle haben sich nun zurückgezogen, um die Ruhe aufzusuchen. So auch Dido; allein weilt sie in ihrem Gemache, Ruhe aber kann sie nicht finden. Unaufhörlich und allzu laut und vernehmlich klingen in ihrem Herzen die Worte wieder, welche der Held gesprochen hat, und ihr ruheloser Geist führt dazu sein edles Antlitz ihr vor die Seele. Das sagen uns Vergils Worte, und das hatte auch Schiller wohl erkannt, wie wir schliessen können aus seiner ursprünglichen Übersetzung:

„Sein Anblick, seine Worte brannten
Tief in ihr Herz . . . . . .";

dass er dennoch abgeirrt ist, müssen wir dem Einflusse des Metrums zuschreiben. In

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V. 41 „Sie spricht's, und ihren Schoss betauen milde Zähren“

giebt der Dichter den Thränen der Dido das Epitheton „mild“, während wir bei Vergil lesen: sinum lacrimis implevit obortis (IV 30). Hierzu bemerkt Gossrau *) sehr gut: lacrimae obortae sunt, quae subito et invitis prorumpunt neque possunt retineri. Sonach ist die Bezeichnung Vergils offenbar bedeutender und der hocherregten Stimmung der in beängstigenden Zweifeln hin und her schwankenden Dido weit angemessener. Von

V. 53 f „Selbst der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Tyrus längst gehasst, – selbst Jarbas konnt' es nicht“

vermögen wir bei Vergil nichts zu erkennen als: despectus Jarbas (IV 36): „verschmäht ist Jarbas“ (Voss). Auch die Stelle, an der später von Jarbas die Rede ist, bietet keinen Anhalt für Schillers Erweiterung.

73 f „Versöhne du nur erst der Götter Zorngericht
Durch frischer Opfer Blut . . . . . .“

Die Worte „der Götter Zorngericht“ lassen uns denken, die Götter hätten der Dido ein Zeichen ihres Zornes gesandt. Dass dies aber wirklich geschehen sei, davon lesen wir im Vorhergehenden nichts. Wie es scheint, hat sich der Dichter durch das Vergilische venia irreleiten lassen. Der Rat, welchen Anna der Schwester in den Worten erteilt: tu modo posce deos veniam (IV 50), kann nicht der sein: Erflehe Verzeihung, versöhne den Zorn der Götter, sondern: Erflehe die Gnade der Götter, auf dass ihre Macht sich nicht feindlich zwischen dich und deinen Herzenswunsch stelle. Voss trifft daher richtig den Sinn der Worte:

„Du nur bitte die Götter um Huld“.

V. 81 „Jetzt fragt sie das Geschick an blutigen Altären“ **)

drückt nur im allgemeinen den Sinn des Vergilischen Verses aus; was Dido vor allem zunächst von den Göttern zu erlangen sich sehnt (pacemque exquirunt), bringt er leider nicht zum Ausdruck. Auch im

V. 84 „Zweijähr'ger Rinder Blut dir, Bromius, zu Ehren“

hat die Strophenform ein wesentliches Moment verschlungen. Wir vermissen hier die Bestimmung lectas de more, welche die Opfertiere als solche kennzeichnet. Die Tiere aber, welche zunächst geopfert werden, sind nicht Rinder, sondern Schafe (bidentes). Eine willkürliche Änderung enthält endlich die zweite Hälfte des Verses; denn wodurch könnte man hier den Beinamen Bromius rechtfertigen, der den Dionysos als den orgiastischen Weingott charakterisiert? Eine Änderung durfte der Übersetzer um so weniger vornehmen, als der Beiname Lyäus, „Sorgenlöser“, hier zugleich den Grund angiebt, weshalb Dido auch zum Dionysos ihre Zuflucht nimmt. In

V. 92 „Und forscht, was rauchend noch das Eingeweide spricht . . “ ***)

---

*) A. a. O. 172

**) IV 56 Principio delubra adeunt pacemque per aras
exquirunt: mactant lectas de more bidentes
legiferae Cereri Phoeboque patrique Lyaeo.

***) IV 63 . . . . . pecudumque reclusis
pectoribus inhians spirantia consulit exta.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hätte Schiller inhians nicht übergehen dürfen, welches die zitternde Begier der Dido ausdrückt, endlich ein günstiges Zeichen zu erlangen.

In dem Gleichnisse

V. 99 - 102 „So flieht die Hindin, die in Kretas Hain
Mit zwecklos abgeschoss'nen Pfeilen
Der ferne Jäger traf In ihrem Fleisch das Rohr
Des Todes, das der Feind verlor . . " *)

tritt das tertium comparationis, die ruhelose Flucht beider mit der tödlichen Wunde im Herzen, ohne dass die Urheber des Unheils irgend welche Kunde davon haben, nicht klar hervor. Es ist dies dadurch verhindert, dass der Dichter die Bedeutung des so stark betonten nescius nicht erkannte und das Wort daher unübersetzt liess, — er müsste es denn durch die Wendung „mit zwecklos abgeschoss'nen Pfeilen" haben ersetzen wollen. Dies hat Schiller aber nicht erreicht. „Zwecklos abgeschossen" können die Pfeile des Hirten, der sich auf der Jagd befindet (agens telis), sicherlich nicht sein. Ist nun aber „zwecklos" als unangemessen zu verwerfen, so fällt damit zugleich der Relativsatz: „das der Feind verlor", welcher derselben Vorstellung dient.

Die Strophe V. 121—128 ist kaum noch eine Übersetzung der Stelle Vergils zu nennen; sie zeigt zwar den Gedanken des Originals, er blickt aber nur in ganz allgemeinen Zügen durch den Schleier der dem lateinischen Texte fremden Bilder.

193 195 „Am Eingang des Palastes harrt
Der Königin, die noch am Putztisch säumet,
Der Puner Fürstenschar . . . . . ."

Diese Verse enthalten in den Worten: „die noch am Putztisch säumet" einen Zug, der mit der ernsten Grösse des Vergilischen Epos unvereinbar ist. Servius **) deutet allerdings den Vergilischen Text in derselben Weise wie Schiller; bezeichnenderweise aber zieht dieser zum Beleg eine Stelle der Komödie heran, indem er auf den Terentianischen Ausspruch über die Frauen hinweist: Dum moliuntur, dum comuntur, annus est. Vergil giebt indes zu dieser Erklärung durchaus keinen Anlass; wir lesen dort nur:

IV 133 Reginam thalamo cunctantem ad limina primi
Poenorum exspectant,

und wollte Schiller nicht eine fremde Vorstellung hineinmischen, hätte er übersetzen müssen: „die Königin, die im Gemach noch säumet". Die Erklärung für das Säumen der Königin liegt nahe. Thiel ***) trifft unzweifelhaft das Richtige, wenn er sagt: „Die Untergebenen warten natürlich

---

*) IV 69 . . . . . qualis coniecta cerva sagitta,
quam procul incautam nemora inter Cresia fixit
pastor agens telis liquitque volatile ferrum
nescius; illa fuga silvas saltusque peragrat
Dictaeos; haeret lateri letalis arundo

**) Heyne, II 615.

***) Thiel, Virg Än mit Erläuterungen, S 340.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf die königliche Herrin, die eben deshalb als cunctans, d. i. als später kommend, zu betrachten ist"

293 „Den die entführte Garamantis ihm gebar." *)

Der Name der Mutter des Jarbas ist nicht Garamantis, sondern sie ist genannt nach dem libyschen Volke der Garamanten; das Adjektiv Garamantis steht hier überhaupt wohl für libysch oder afrikanisch

314 f „. . . . . Auf halbgeschenktem Strand
Gelingt's ihr endlich, eine Stadt zu gründen."

Nach dieser Übersetzung sollte man glauben, dass im Original exiguo pretio um geringen Preis = „halbgeschenkt" zu lesen sei; es steht dort aber urbem exiguam pretio posuit (IV 211 f.); der Sinn ist also: durch Kauf erst ward es ihr möglich, eine armselig kleine Stadt zu gründen. Im Munde des Jarbas hat das Wort pretio („durch Kauf", „für Geld") einen überaus verächtlichen Klang; denn ihm gilt nur der Besitz der ererbten Scholle. Dido ist ihm deshalb eine Abenteuerin, die auf die Gnade anderer angewiesen ist. Dass er der Dido ein Stück Landes, seines Landes abgetreten hat, ist in seinen Augen eine Gnadenerweisung, durch die sie seine Vasallin geworden ist. Indes wäre es möglich, dass in Schillers Text in der That exiguo gestanden hat.

325–328 „Und wir, die mit verschwenderischer Hand
Das Fleisch der Rinder dir geschlachtet,
Gefürchtet über Meer und Land,
Wir werden ungestraft verachtet" **)

Bei Vergil tritt der Vorwurf, den Jarbas in seinem Groll über die erlittene Schmach gegen seinen göttlichen Vater erhebt, noch schärfer hervor. Dort pocht der stolze Fürst nicht auf seine weit gefürchtete Macht, sondern schliesst sein trotziges Gebet mit den bitteren Worten: famamque fovemus inanem, deine Macht, die ich gläubigen Herzens verehrte, ist nur ein leerer Schall.

349 f. „Was hält in Tyrus ihn vergraben,
Wo ein verjährter Hass den Untergang ihm droht?"

Worauf der letzte Vers hindeutet, ist nicht klar. Oder hat der Dichter vielleicht an den alten Hass der Juno gegen die Trojaner gedacht? Aber der Hass der Juno droht dem Äneas und seinem Volke in Karthago keinen Untergang. Ihr Bestreben geht nur dahin, die Trojaner von Italien fernzuhalten und damit die künftige Grösse des besiegten Volkes im Keime zu ersticken. Wenn die Trojaner nun in Karthago bleiben, so geht der Göttin höchster Wunsch in Erfüllung. So hat sie ja auch in der Unterredung mit Venus dem früher verhassten Volke im Verein mit den

---

*) Än., IV 198 Hic Hammone satus rapta Garamantide nympha

**) IV 217 . . . . . nos munera templis
quippe tuis ferimus famamque fovemus inanem.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karthagern Ruhe und Frieden verheissen. Jene Auffassung ist also nicht möglich. Doch wie dem auch sei, Vergil wenigstens hat nichts hiervon. Er sagt:

IV 235 qua spe inimica in gente moratur?

und zwar inimica in gente mit Rücksicht auf die spätere Feindschaft zwischen Römern und Karthagern.

360 „Und das Aug' mit Todesnacht bedecket."

Es ist an dieser Stelle die Rede von den Wunderkräften des Merkurstabes, und Vergil sagt von ihm: lumina morte resignat. Diese Worte können aber nicht den Sinn haben, welchen Schiller ihnen beilegt, da resignare niemals die Bedeutung „schliessen" hat, sondern immer nur in der entgegengesetzten des „Öffnens" vorkommt. Die Erklärung der Stelle hat den Interpreten viele Schmerzen bereitet. Am ehesten annehmbar erscheint noch Gossraus Deutung: mit dem Wunderstabe verscheucht Merkur auch den Todesschlaf, der sich schon auf die Augen niedersenkt; doch findet sich auch hierfür nirgends sonst ein Beleg

Die Verse 256—258 der Äneis, deren Übersetsung sich bei Schiller in V. 381—384 findet, sind jedenfalls mit den meisten Herausgebern als unecht zu tilgen. In

V. 409 f „Kaum schweigt der Gott, so ist er schon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entrückt . . ."

ist dem Dichter ein kleines Versehen untergelaufen. Äneas allein hat den Gott gesehen; mortales visus (IV 277) bedeutet demnach „den Blicken des Sterblichen". In

V 437 „Derselbe Mund, der so geschäftig war . . . ."

entbehren wir das Epitheton impia (298), welches Vergil der Fama gegeben hat. Aus

V. 537 „Denn was verberg' ich mir's? Braucht's höheren Beweis?"

klingen uns Vergils Worte und das, was er in sie hineinlegt, nicht rein entgegen. Der römische Dichter sagt allgemein quid dissimulo? Was soll ich noch länger zurückhalten mit dem, was grollend mir im Busen wogt? Du sollst hören, wie ich dich ganz in deiner grausamen Selbstsucht erkannt habe. Bitten und Flehen ist bei dir vegebens, also: quae me ad majora reservo? (368). Hinausschieben würde ich doch nur mein Schicksal und so in Hangen und Bangen meine Schmerzen noch vergrössern.

693 f. „Noch diesen Dienst lass in das Grab mich nehmen" *)

Der Vers 436 der Äneis, welchen Schiller hier wiederzugeben sucht, hat die verschiedensten Erklärungen gefunden; alle Interpreten stimmen mit Thiel wohl darin überein, dass er einer der dunkelsten in der Äneis sei. Am entsprechendsten deucht uns noch, was Thiel S. 388 zur Aufklärung der Stelle angeführt hat, der die Dunkelheit, welche in cumulatam morte liegt, als vom Vergil gesucht ansieht; indessen ist auch seine Erklärung nicht ohne Bedenken.

---

*) IV 435 Extremam hanc oro veniam, miserere sororis,
quam mihi cum dederis, cumulatam morte remittam.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jedenfalls aber ist Schillers Auffassung der Stelle nicht richtig. Nach seinen Worten lässt Dido ihren Entschluss zu sterben deutlich erkennen, ja, sie kündigt ihren baldigen Tod geradezu an; in Wirklichkeit aber muss ihr doch alles daran liegen, dass die Schwester ohne Ahnung von dem Schritte bleibt, den die Verzweiflung ihr eingegeben hat, und sie thut später bei der Ausführung auch alles, um ein Dazwischentreten der Schwester zu verhindern.

641 „Der Schwester heisse Zähren
Bringt Anna vor sein Ohr" *)

Die Übersetzung bringt hier nicht zum Ausdrucke, dass Anna wiederholt das Herz des Äneas bestürmt.

651 „So tief dringt seine Wurzel in die Hölle . . "

Tartara mag sich sonst wohl durch „Hölle" wiedergeben lassen, schwerlich aber an unserer Stelle. Vergil vergleicht hier den standhaften Äneas mit einer starken Eiche, die ihre Wurzeln so weit in der Erde Schoss gesenkt hat, wie sie mit ihrem Stamme gen Himmel strebt, so dass sie allen Stürmen Trotz bietet. Was die weitere Ausführung des Gleichnisses und seine Anwendung auf Äneas betrifft, so erscheinen in der Übersetzung die einzelnen Momente, die sich bei Vergil so hell vom Grunde des Bildes abheben, nur mehr in verschwommenen Zügen. Wie die Stürme den starken Eichbaum umbrausen und ihn bald nach dieser, bald nach jener Seite hin beugen — nunc hinc nunc flatibus illinc eruere inter se certant —, so wird auch Äneas ohne Unterlass von Annas Vorstellungen bestürmt, und er fühlt sein Wollen bald hierhin, bald dorthin wogen — adsiduis hinc atque hinc vocibus heros tunditur —; wie der Baum, so stark und mächtig er ist, in seinem ganzen Stamme erschüttert kracht und den Winden seinen Blätterschmuck zum Raube lassen muss — it stridor, et altae consternunt terram concusso stipite frondes —, so ist auch Äneas' starkes Herz tief bewegt, und seine Thränen fliessen — magno persentit pectore curas . . . lacrimae volvuntur —; wie aber der Baum den Stürmen zum Trotz festgewurzelt dasteht — ipsa haeret scopulis et, quantum vertice ad auras aetherias, tantum radice in Tartara tendit —, so bleibt auch Äneas' Sinn endlich doch standhaft bei dem gefassten Entschlusse — mens immota manet, — seine Thränen sind nicht Zeichen der Sinnesänderung, sondern sie sind nur vom schmerzlichen Mitgefühle ausgepresst (inanes). Vgl. IV 441—449. Wenn Schiller nun den ersten Punkt wendet:

„So ward von fremdem Flehn, noch mehr vom eig'nen Schmerz
Zerrissen jetzt des Helden Herz",

so vermögen wir darin kaum das Original wieder zu erkennen; die Antithese „von fremdem Flehn" und „vom eig'nen Schmerz" finden wir bei Vergil nicht. Hierauf lässt Schiller das dritte Glied des Vergilischen Gleichnisses folgen:

V. 654 „Doch der Entschluss behauptet seine Stelle",

und schliesst mit dem zweiten:

---

*) IV 437 . . . . . talesque miserrima fletus
fertque refertque soror

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V 655 f. „Wie sehr das weiche Herz von Mitgefühlen glüht,
Die Thräne fliesst umsonst, und kalt bleibt sein Gemüt"

Der erste Vers greift zwar den Gedanken Vergils auf, zeigt aber keines seiner Worte; der zweite steht in seinem Schlusse im Widerspruch zu Vergil und den eigenen Worten des Übersetzers: Äneas bleibt wohl fest, aber keineswegs kalt. Der Dichter änderte deshalb später und schrieb:

„Wie auch sein Herz in allen Tiefen leidet,
Geschehen muss, wie das Geschick entscheidet";

aber inhaltlich sind diese Verse nur hinsichtlich des zuletzt Gerügten als eine Besserung zu betrachten. Der letzte Vers enthält zwar nichts, weshalb er an dieser Stelle als unpassend erscheinen könnte; aber er enthält auch nichts, was Vergil in Wirklichkeit gesagt hat. Was jedoch mehr noch in die Wagschale fällt für seine gänzliche Verwerfung ist der Umstand, dass er die für den Vergleich, wie auch durch sich selbst höchst bedeutsamen Worte lacrimae volvuntur inanes in der Übersetzung verdrängt hat. Einige Erklärer beziehen diese Worte freilich auf Dido; indes dürfen wir diese Erklärung ohne Bedenken zurückweisen. Es ist doch nicht zu verkennen, dass lacrimae volvuntur inanes dem consternunt terram frondes entspricht, und nur Voreingenommenheit lässt Kvičala das Gegenteil behaupten. Und da doch alle vorhergehenden Satzglieder nur auf Äneas Bezug haben, so hätte der Dichter, wollte er die Worte, welche sich so eng anschliessen, nicht von Äneas verstanden wissen, dieses deutlich bezeichnen müssen. Kvičala *) meint: Vergil, der soeben, V. 438, die durch göttliche Einwirkung veranlasste Unbeugsamkeit des Äneas geschildert habe, würde doch nicht zugleich eine solche Weichheit der Stimmung erwähnen. Wir fragen: weshalb nicht? Tritt doch so die auf Gehorsam gegen die Götter gegründete Festigkeit des Helden in ein um so helleres Licht.

In V. 671 f. „Und einsam wimmerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todweissagendes Geheule"

ist wohl das Metrum dafür verantwortlich zu machen, dass Schiller die Worte et longas in fletum ducere voces (IV 463), die der Schilderung noch mehr Farbe und Leben verleihen, nicht aufgenommen hat.

673 ff „Auch manch Orakel wird in ihrem Busen wach
Äneas' Schatten selbst scheucht sie mit grimm'gem Blicke,
Eilt der Geängstigten in Träumen drohend nach." **)

Während wir in dem ersten Verse eine bedeutende Verkürzung des lateinischen Textes wahrnehmen, da Schiller die beängstigende Wirkung der Orakel, die Vergil in den Worten: terribili

---

*) Neue Beiträge, S 125 f.

**) IV 464 Multaque praeterea vatum praedicta piorum
terribili monitu horrificant. Agit ipse furentem
in somnis ferus Aeneas.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

monitu horrificant so kräftig zeichnet, gar nicht berührt, erkennen wir in den beiden letzten Versen die entgegengesetzte Erscheinung.

698 „Wo unterm Himmel sich der Atlas beugt."

Der römische Dichter führt uns ein anderes Bild vor Augen: Atlas beugt sich nicht unter der Last, sondern dreht auf den Schultern das sternbesäete Himmelsgewölbe. Einen inneren Grund vermögen wir für die Abweichung im Deutschen nicht aufzufinden.

Vergil lässt nun an dieser Stelle Dido ihrer Schwester von der in magischen Künsten erfahrenen Priesterin erzählen, welche ihr Rettung bringen werde. Wir erfahren, dass sie Hüterin des Tempels der Hesperiden sei, dass sie dem Drachen sein Mahl bereite und den heiligen Baum mit den goldenen Zweigen bewache, spargens humida mella soporiferumque papaver (IV 486), wie Vergil sagt. Worauf aber und wie diese Worte zu deuten sind, auf diese Frage hat noch kein Erklärer eine befriedigende Antwort gegeben. Schiller übersetzt in

V. 703 f. „Besänftigte mit süssem Honigteige
Des Drachen Wut und mit dem Schlummerkraut . . ";

es ist dies die Erklärung, welche wir bei Wagner *) finden. Doch weshalb soll der Drache besänftigt und eingeschläfert werden? Etwa damit die Zweige des Baumes vor seiner Wut geschützt werden? Aber nach der Sage ist er ja dazu besimmt, zu wachen und den Baum zu hüten. Wir sehen, dieser Erklärungsversuch führt zu nichts.

V. 800 „Erzürnter Geist, du wirst gerochen!"

ist freie Zudichtung Schillers. Doch könnte man vielleicht sagen, dass dies ein sehr angemessener wenn nicht notwendiger Zusatz sei, da so erst der Gedanke einen rechten Abschluss erhalte. Aber dies ist hier keineswegs erforderlich. Dido spricht nicht in ruhig abwägender Weise, sondern in einer Bewegung des Gemütes, die zur höchsten Leidenschaft entflammt ist. Die Gedanken überstürzen sich gleichsam, und wild sprudeln die Worte von ihren Lippen. Dies drückt Vergil**) fein durch rumpebat aus, bei unserm Dichter aber suchen wir vergebens nach einer entsprechenden Wendung.

858 „Jetzt hat dein feindlich Schicksal dich erreicht . . "

Schiller hat wohl fata impia gelesen, die richtige Lesart ist aber sicher facta impia, welches auf die Treulosigkeit des Äneas geht. (Aen. IV 596.)

878 „Ihr Götter, deren Hand
Die Sterbende sich weiht!"

Mit di morientis Elissae (IV 610) sind hier nicht die unterirdischen Götter gemeint, sondern die Gottheiten, in deren besonderen Schutz sich Dido gestellt glaubt, ihre Genien, so erklärt schon Servius.

V. 898 „Ein Rächer wird aus meinem Staub erstehn"

---

*) Heyne, II S. 673.

**) IV 553 Tantos illa suo rumpebat pectore questus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist die Übertragung des berühmten Vergilischen Verses IV 625: exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor, der so recht ein Prüfstein für die Sorgfalt des Übersetzers ist. Als Dido sieht, dass die Trojaner wirklich abgesegelt sind, und es ihr zur vollen Gewissheit geworden ist, dass es für sie keine andere Rettung giebt, als den Tod, da beherrscht nur ein Gefühl sie, das Gefühl des glühendsten Hasses gegen den Mann, dem sie eine so selbstlose, so unbegrenzte Liebe entgegengetragen, dem sie alles geopfert und der sie nun treulos verlassen hat um eines Hirngespinstes willen, wie sie wähnt, das ein massloser Ehrgeiz ihm vorspiegelte; da brennt nur ein Verlangen in ihr mit heisser, verzehrender Glut, das Verlangen nach furchtbarer, vernichtender Rache. Alle Kräfte ihrer Seele richten sich auf diesen einen Punkt, und so steigert sich ihr Empfinden sozusagen zur Vision: sie fühlt, es muss ein Mann kommen, der Rache nimmt für die ihr angethane Schmach, ja, sie glaubt ihn schon vor ihren Augen zu erblicken und spricht zu ihm und fordert ihn auf, das Werk der Rache zu vollbringen: „Stehe auf, du Rächer, wer du auch seiest!“ Das ist die Bedeutung des exoriare aliquis. Vergleicht man nun mit Vergils Worten Schillers Übersetzung, so wird man uns gewiss Recht geben müssen, wenn wir behaupten, dass der Dichter hier mit zu wenig Liebe und Sorgfalt den lateinischen Dichter behandelt habe. Dasselbe müssen wir von Voss sagen, der nicht minder schwach übersetzt: „Einst aus unserer Asche soll auferstehen ein Rächer.“

924 f. „Der Farben wechselnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammrot, jetzt vom nahenden Geschick
Durchschauert, bleich wie eine Büste.“

Vergils Worte: maculis trementes interfusa genas et pallida morte futura (IV 643 f.) sind nicht so zu verstehen, dass auf Didos Wangen Röte und Blässe wechselt, sondern die Schauer des nahen Todes verraten sich äusserlich dadurch, dass sich auf den Wangen, welche tiefe Blässe überzieht, Flecken zeigen, die auf dem bleichen Grunde um so mehr hervortreten.

941 „Ich bin an meines Lebens Ziel“ *)

Die wörtliche Wiedergabe des lateinischen vixi wäre gewiss die beste Übersetzung gewesen, zeigt ja Schiller selbst in „des Mädchens Klage“, dass auch wir durch „ich habe gelebt“; mehr bezeichnen können als das blosse Dasein im Leben, dass wir ebenso gut wie Vergil an dieser Stelle dadurch auszudrücken vermögen: ich habe das Leben genossen und gewirkt. Dass aber Vergil in der That dies hat sagen wollen, zeigt der folgende Vers. Gross stehe ich nun da, will Dido sagen; denn ich sterbe nach einem thatenreichen Leben. Magna ist also prädikativ zu fassen; in Schillers Übersetzung:

943 f „Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
Mein grosser Schatten zu des Grabes Frieden.“

tritt dies nicht hervor.

---

*) IV 53 f. Vixi et, quem dederat cursum fortuna, peregi,
et nunc magna mei sub terras ibit imago.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

977 „Geschreckt durch den Zusammenlauf der Menge . . .“

Der Dichter hat die Worte trepido cursu (IV 672) irrtümlich aufgefasst; es ist klar, dass sie nicht vom Zusammenlauf der Menge gelten, sondern von Annas angstbeflügeltem Laufe.

985 „Wen soll ich zuerst beweinen?“

Bei Vergil lautet die Frage: quid primum querar? Was soll ich zuerst beklagen? Die Änderung Schillers ist unbegreiflich; denn im Folgenden ist durchaus keine Rede davon, wer beklagenswerter sei, ob Anna oder Dido, sondern Anna weiss nicht, worüber sie sich mehr betrüben soll, darüber, dass die Schwester sie nicht gewürdigt hat, mit ihr zugleich in den Tod zu gehen, oder darüber, dass sie es gewesen, die — zwar ohne es zu ahnen — alle Vorbereitungen zu der schrecklichen That getroffen und die Schwester allein gelassen hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf